

Alte Drucke

Beobachtungen auf Reisen in und außer Deutschland

Nebst Erinnerungen an denkwürdige Lebenserfahrungen und
Zeitgenossen in den letzten fünfzig Jahren

Niemeyer, August Hermann

Halle, 1826

Abschnitt

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

urn:nbn:de:gbv:ha33-1-159549

I.

Rousseaus schwache Selbstvertheidigung

über die

Unterbringung seiner Kinder im Findelhause.

(S. ob. S. 32.)

„Während ich über die Pflichten des Menschen philosophirte, mahnte mich ein Ereigniß, über die eignen ernster nachzudenken. Therese, meine Haushälterin, wurde zum dritten Mal schwanger. Zu aufrichtig mit mir selbst, zu stolz in meinem Innern, als daß ich durch meine Werke, meine Grundsätze hätte verleugnen mögen, fing ich an über die Bestimmung meiner Kinder nachzudenken, so wie über meine Verbindungen mit ihrer Mutter nach den Gesetzen der Natur, der Gerechtigkeit und der Vernunft und selbst nach denen jener Religion, die rein, heilig und ewig wie ihr Urheber ist, aber von den Menschen besleckt, indem sie vorgaben sie zu reinigen, aus der sie aber durch ihre Formulare nichts weiter als eine Buchstaben-Religion gemacht haben.

Wenn ich mich in meinen Resultaten irrte, so ist nichts so erstaunenswerth als die Zuversicht der Seele, mit welcher ich ihnen folgte. Hätte ich zu jenen mit schlechten Anlagen gebohrnen Menschen gehört, die taub sind gegen die sanfte Stimme der Natur, in deren Innern nie ein wahres Gefühl der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit aufkam, so wäre die Verhärtung zu erklären. Aber diese Wärme des Herzens, dieses so lebhaftes Gefühl, diese Leichtig-

keit Verbindungen zu knüpfen, diese Kraft, mit welcher
 sie sich meiner bemächtigen, diese grausamen Schmerzen,
 wenn sie zerrissen werden müssen, dieses mir angebohrne
 Wohlwollen für meines Gleichen, diese brennende Liebe
 zu dem Großen, dem Wahren, dem Schönen, dem Rech-
 ten, dieser Abscheu vor dem Bösen in jeder Art, diese
 Unmöglichkeit, zu hassen, zu schaden und selbst es zu wol-
 len, diese Nahrung, diese lebhafte und süße Bewegung,
 die ich bey dem Anblick von dem was tugendhaft, edel und
 Liebenswürdig ist, empfinde, alles dieses — wie kann es sich
 in derselben Seele mit jener Entartung vereinigen, welche
 gewissenlos die süßesten der Pflichten mit Füßen treten
 läßt? Nein, ich fühle es und sage es laut, dieß ist nicht
 möglich. Nie, auch nicht einen Augenblick hat J. J.
 Rousseau ein Mensch ohne Herz und Empfindung, ein
 unnatürlicher Vater seyn können. Ich konnte mich ir-
 ren, aber nie verhärten. Wollte ich meine Gründe
 auseinandersetzen, so würde ich leicht zu viel sagen. Da sie
 mich verführen konnten, so würden sie auch viele andere
 verführen und ich will die jungen Leute, die mich lesen möch-
 ten, nicht der Gefahr aussetzen, durch denselben Irrthum
 verleitet zu werden. Es genüge mir also, zu sagen, daß,
 indem ich meine Kinder der öffentlichen Erzie-
 hung (!!) übergab, weil ich sie selbst nicht erziehen
 konnte, indem ich sie dazu bestimmte, lieber Handwerker
 und Bauern zu werden, als Abentheurer und Glücksritter,
 ich als Bürger und Vater zu handeln meinte. Ich sah
 mich als ein Mitglied der platonischen Republik an.
 Mehr als einmal hat mich seitdem der Kummer meines
 Herzens gelehrt, daß ich mich betrogen habe; aber weit ent-
 fernt, daß meine Vernunft mir dieselbe Zurechweisung
 gegeben hätte, habe ich oft dem Himmel gedankt, sie da-

durch vor dem Schicksal ihres Vaters gesichert zu haben, und zugleich vor dem Schicksal, das sie bedrohte, wenn ich sie hätte verlassen müssen. Hätte ich sie der Madam D—y oder der Madam L—g übergeben, welche aus Freundschaft oder aus Großmuth, oder aus irgend einem andern Motiv sich ihrer in der Folge annehmen wollten, würden sie da glücklicher geworden, würden sie wenigstens zu braven Leuten erzogen seyn? Ich weiß es nicht. Aber davon bin ich gewiß, man würde sie dahin geführt haben, ihre Eltern zu hassen, ja vielleicht zu verrathen!! Es ist hundertmal besser, daß sie sie nie gekannt haben.

Mein drittes Kind wurde also ins Findelhaus gebracht wie die ersten, eben so auch die beyden folgenden; denn ich habe in allem fünf Kinder gehabt. Diese Einrichtung schien mir so gut, so vernünftig, so angemessen, daß wenn ich mich ihrer nicht öffentlich rühmte, so geschah es einzig aus Rücksicht für die Mutter. Aber ich sagte es allen denjenigen, denen ich unsere Verbindung bekannt gemacht hatte; ich sagte es Diderot. In der Folge theilte ich es auch andern mit, und das frey, offen, ohne irgend eine Art von Nothwendigkeit, da ich es ja leicht der ganzen Welt verbergen konnte. Denn die Souin war eine brave Frau, sehr discret, auf welche ich vollkommen rechnen konnte. Der einzige meiner Freunde, dem ich mich zu eröffnen gedrungen fühlte, war der Arzt Zhyerri, welcher sich meiner armen Tante in einem ihrer Wochenbetten, wo sie sehr krank war, annahm. Mit einem Wort, ich machte kein Geheimniß aus meinem Verfahren, nicht allein weil ich niemals etwas meinen Freunden verbergen konnte, sondern auch weil ich durchs nichts unrechtes darin fand. Alles erwogen, wählte

ich für meine Kinder das Beste oder das was ich für das Beste hielt. Ich hätte gewünscht, ich wünschte es noch, erzogen und versorgt worden zu seyn, wie sie es sind.“ —

Würde man es für glaublich halten, daß dieß der Verfasser des *Emil* geschrieben haben könne, wenn man die Erziehung in den Findelhäusern kennt, selbst wenn sie erträglich ist, wenn es nicht wörtlich in seiner späteren Confessions zu lesen wäre?

II.

P r a c h t w e r k

über die französische Expedition nach Aegypten.

(S. 55.)

Von dem größeren Kupferwerk der *Description de l'Egypte* sind 3 Livraisons erschienen. Sie enthalten

Antiquités,

Etat moderne,

Histoire naturelle in 2 Sections, wozu noch eine dritte erwartet wird.

Der Preis des bis jetzt erschienenen beträgt, nach den mir durch die Güte des Hrn. Hofrath und Bibliothekar Neuf zu Göttingen zugekommenen Nachrichten 3634 Franken oder nah an 1000 Rthlr. Möge die Vorsehung diesen würdigen Greis noch lange der Bibliothek, als einen theuren und schwer zu ersetzenden Besitz erhalten!

Ein für sich bestehendes Werk ist:

Denon voyage dans la basse et la haute Egypte pendant les campagnes du Gen. Bonaparte.
Vol. I. Tert. Vol. II. Kupfer. Paris 1802 sq.
Preis 385 Fr. (gegen 100 Rthlr.)

III.

François Alexander,
Herzog de la Rochefaucold.
(S. 91.)

Er war Mitglied der constituirenden Versammlung, und hatte vorzüglichen Antheil an dem Beschluß über die Aufhebung des Feudalsystems. Sehr wichtige Anträge über die Verbesserung der Hospitäler, des Armenwesens und ähnlicher Gegenstände gingen von ihm aus. Nach dem 10ten August 1792 entfloß er nach England, dann nach Amerika. So entging er der Wuth der Terroristen. Nach Robespierre's Fall kehrte er nach Frankreich zurück. Hier lehnte er alle öffentliche Stellen ab und lebte bloß der Bearbeitung und Ausführung wohlthätiger Entwürfe. Namentlich war er einer der thätigsten Beförderer der Impfung der Schutzblattern.

IV.

Abälard und Heloise.
(S. 107.)

Die Geschichte dieser so gefeyerten Personen fällt in das elfte Jahrhundert. Abälard oder Abeillard, war 1070 unweit Nantes geboren, und starb 1142 als Benedictiner in seiner Stiftung, dem Kloster St. Marcel unweit Chalon. Für die Philosophie und Theologie jener Zeit ist er unstreitig eine höchst merkwürdige Erscheinung. Noch sehr jung eröffnete er in Paris Vorlesungen über Rhetorik, Philosophie, Theologie, und kaum ist es irgend

einem Lehrer gelungen, eine so ungeheure Zahl von Schülern, sowohl in der Hauptstadt als wo er sonst lehrte, um sich versammelt zu sehen, und eine solche fast bis zur Anbetung gesteigerte Verehrung zu genießen. Wenn eine Zeitlang sein Liebesabentheuer, während dessen er sich selbst vernachlässigte, ihn um seinen guten Ruf brachte, so kehrten doch Schaaren von Wißbegierigen zurück, so bald er selbst wieder mit Ernst zu lehren anfing. Als Redner, Dialectiker, Dichter, Musiker, Philosoph, Theolog nannte man ihn unter die Ausgezeichnetsten seines Zeitalters, und selbst der Widerspruch den seine mehr philosophischen Ansichten der Theologie erfuhren, erhöhte nur die Meinung von seinem Scharfsinn und der Originalität seines Geistes.

Von seinem Charakter und seinen Sitten hat er jedoch weder durch sein Leben, noch durch die hinterlassene Geschichte seiner Leiden (*Historia calamitatum*) ein sehr vortheilhaftes Bild hinterlassen. Er klagt sich selbst seiner frühern Neigung zu einer sehr sinnlichen Lebensweise an. Schon vierzig Jahr alt, wird er der Verführer eines jungen, schönen, dabey sehr wißbegierigen und fast gelehrten Mädchens, jener gefeyerten *Heloise*, die ihr Oheim, *Fulbert*, ein reicher Kanonikus, seinem Unterricht übergeben hat. Mit recht sichtbarem Wohlgefallen spricht er von allen den Künsten die er angewendet, um nur jede Gunst von ihr zu erhalten, die sie ihn übrigens nicht schwer gemacht zu haben scheint, und von dem unkeuschen Sinnenleben, dem sie sich in der Einsamkeit überlassen hätten. Zwar sucht er den Oheim durch die Vollziehung der Ehe, nachdem *Heloise* einen Sohn gebohren hat, zu versöhnen. Aber auch dieß stellt den Erzürnten nur auf kurze Zeit zufrieden. Von *Abälards* Feinden und den Neidern seines Ruhms immer wieder aufgeregt, erwacht die

Rache aufs neue. Wie grausam sie Fulbert nahm, wie er den Unglücklichen nächtlich in seinem Bette von gedungenen Menschen überfallen, und entmannen ließ, wie sich nun nach und nach die glühende Leidenschaft in Beyden Liebenden in ein mehr geistiges Verkehr verwandelte, dieß ist der bekanntere Theil seiner Geschichte, die den Stoff zu mehreren Romanen und Elegieen gegeben hat. Heloise selbst wünscht nicht einmal, daß das Ehegelübb bekannt werde, da es ihn in den Augen seiner Schüler herabsetzen könne. Beyde wählen nun das Klosterleben, und der zum Theil noch vorhandene Briefwechsel, der übrigens mehr den Charakter trockner Reflexionen, als empfindsamer Schwärmereyen an sich trägt, hat mehr Interesse durch die Veranlassung als durch seinen Inhalt.

In Popen's berühmten Epistel, Heloise an Abälard, hat gewiß Herder sehr richtig, wenigstens stellenweise, nur den Ausdruck einer sehr unplatonschen und vielmehr sapphischen Liebeswuth, als einer durch Vernunft und Religion geheiligten Liebe gefunden.

Die vollständigsten Nachrichten über dieß alles, findet man theils in Bayle Dictionaire unter dem Artikel: Abälard; theils in der aus dem Englischen von S. Hahnemann übersehten Geschichte des Abälard und der Heloise, nebst beyder echten Briefen nach des d'Amboise Ausgabe von F. Verington, Leipzig 1789. Den Verf. hat strenge Wahrheitsliebe geleitet. Er hat über der Schattenseite die hellen Puncte nicht übersehen. Nur wird der Styl oft ermüdend, und hat in der Uebersetzung noch mehr verloren.

V.

Ein Lied
der Gefangenen im Palais Eugenburg.

(C. 126.)

Calme nos allarmes

Prête nous tes armes

Source des vrais biens,

Brise nos liens!

Entens les accens

De tes enfans

Dans les tourmens;

Ils souffrent, et leurs larmes

Sont leur seul encens!

Prens notre défense

Dieu de l'innocence

Près de toi toujours

Elle trouve secours.

Tu connais nos coeurs

Et les auteurs

De nos malheurs;

D'un fort qui t'offense

Détruis la rigueur.

Quand la tyrannie

Frappe notre vie,

Fiers de notre fort

Méprisant la mort,

Nous te bénissons!

Nous triomphons

Et nous savons

Qu'un jour la patrie

Vengera nos noms!

VI.

VI.

Die Unabhängigkeit des Geistes
von den Wechselln des äußeren Lebens
über 1 Joh. 2, 17.

Eine Predigt,

gehalten in der dänischen Kapelle zu Paris
am 30. August 1807.

(S. 131.)

Was uns vereinigt, so oft wir uns zur Anbetung Gottes versammeln, das hat nichts gemein mit den äußeren Verhältnissen des Lebens. Es ist nicht eine Sorge für etwas Irdisches und Vergänglichendes, die uns da beschäftigt; es ist nicht die Verwandtschaft des Bluts, oder die Ähnlichkeit des Standes, des Geschäfts, des Vaterlands, oder der Neigungen und Bestrebungen, die uns da zusammenführt. Es ist etwas Höheres, worin wir uns begegnen, der Glaube an Gott, das Bewußtseyn der sittlichen Würde unsrer Natur und die Hoffnung auf eine Dauer unsers Daseyns jenseits der Gränzen des Lebens auf Erden.

Auch ich, ein Unbekannter, in ein fremdes Land ohne es zu denken oder zu wollen, durch eine mir selbst noch unerklärbare Schickung versetzt, von Unbekannten umgeben, die ich nie sah, vielleicht nie wieder sehen werde, komme mir dennoch auf dieser Stelle nicht vor wie ein Fremdling. Unser Glaube, theure Freunde, unsre Gesinnungen, unsre Erwartungen verbanden uns, eh wir uns sahen. Sie sind die Lösung, an welcher wir uns in jedem Erdsirich erkennen, und wie eine Brädersfamilie vereinigen würden. Darum darf ich getrost von dem reden, was mir das Herz

bewegt, sicher, wenigstens von allen denen verstanden zu werden, welche auch ein Bedürfniß des Herzens in dieses stille Heiligthum geführt hat.

Ein inhaltvolles Wort aus dem Munde des geliebtesten der Schüler des Erlösers, soll unserm gemeinschaftlichen Nachdenken den Weg bahnen:

Die Welt vergeht mit ihrer Lust! Wer Gottes Willen thut wird ewig bleiben.

Die Welt vergeht mit ihrer Lust! — Die Lehre ist so alt, als die Welt. Alle, die über das Wesen des Irdischen und seinen unaufhörlichen Wechsel ernsthaft nachgedacht, oder sich auch nur von Zeit zu Zeit dem Geräusch des Lebens, oder den Verausungen sinnlicher Genüsse entrissen haben, selbst die am meisten vom Schicksal begünstigt schienen, sind zuletzt immer an dieß Ziel ihrer Erfahrungen gekommen, daß nichts, was die Erde dem Menschen giebt, dauernd bestehe; daß alle ihre Freude und Herrlichkeit, nach Augenblicken oder Jahren ihrem Ende zueile; daß jede zu sichere Rechnung auf das Ungewisse der Zukunft trüge; daß, was jeder Macht zu trogen, was unzerstörbar schien, oft wenige Stunden auf immer vernichten können. Warum sollt' ich die alte Lehre hier mit neuen Beweisen unterstützen wollen — hier, wo sie die Geschichte der Vergangenheit lauter als irgendwo gepredigt hat; wo jeder Punct, auf den das Auge fällt, jede Trümmer vernichteter Größe, jedes Denkmal der alten, jedes Werk der neuen Herrlichkeit, jede Umgestaltung des Schicksals der Tausende die leben, und der Hunderttausende die nicht mehr sind, es laut wiederholt: die Welt vergeht mit ihrer Lust! Der Glanz ihrer Größe verbliche; Herrschergeschlechter sind untergegangen; ihre Thronen lie-

gen in Trümmern. Neues ging aus dem Alten hervor; es wird vergehen, wie das Alte vergangen ist!

Wer aber Gottes Willen thut wird ewig bleiben. — Es giebt etwas Unabänderliches mitten in den unendlichen Veränderungen der äußeren Welt. Es ist ewig in seinem Ursprung, denn es kommt von Gott. Es ist ewig in seiner Dauer, denn es ist das Eigenthum eines unsterblichen Geistes. Wenn den Geist eines Menschen jener göttliche Sinn, der in dem Erlöser wohnte, über das Irdische erhebt, wenn der heilige Wille, dessen Gesetz in uns redet, die Regel seines Wählens und Handelns ist, so kann keine Gewalt von Außen, kein Wechsel der Umstände und Schicksale, sein inneres Wesen verändern. Es bleibt unwandelbar sich gleich, wenn sich auch ringsumher alles bis zum Unkenntlichen verwandeln sollte.

So werden wir auf jene Unabhängigkeit des Geistes von allen Wechseln des äußeren Lebens geführt, welche der Gegenstand unsrer Betrachtung seyn soll. — Sie offenbart sich in der Unabhängigkeit der Grundsätze — des Strebens und Wirkens — der Freudigkeit und des Muths.

Daß der Mensch zur Einsicht dieser Unabhängigkeit gelange, ist einer der großen Zwecke der Religion, die wir bekennen, und sie uns zu erwerben wird am sichersten gelingen, wenn wir uns dem Einfluß des göttlichen Geistes von dem sie stammt überlassen. Großes vermag der Mensch durch seine Vernunft. Die Weisheit entfesselt ihre Schüler von vielen Banden, die den, der blind durch das Leben geht, gefangen halten. Aber dem frommen Sinn gelingt es doch allein, den Grad der inneren Freyheit zu erringen, von welcher das Evangelium uns das höchste Urbild aufgestellt hat.

Unabhängig von den Wechselln der äußeren Welt bleiben zuerst die Grundsätze eines Geistes, der überall nur thun will, was er als Gottes Willen erkennt. Dieß bringt Einklang und Festigkeit in sein Denken und Urtheilen. Die gemeine Klugheit der Welt, die sich am lauteſten der Aufklärung rühmt, ſetzt gerade darin ihren Ruhm, in jeder Veränderung der Lage und der Umstände eine Regel ihres Urtheils zu erblicken. Je mehr Gewandtheit sie beſißt, Allen Alles zu werden, je mehr Vorahnungsgabe naher Veränderungen, um bey Zeiten Gefinnungen aufzuopfern, die einst nützlich waren, ißt gefährlich werden könnten; je mehr Geschicklichkeit in unentschiedenen Verhältnissen, die eigne Meinung zu verbergen und selbst scharfe Augen zu täuschen, desto mehr glaubt diese Klugheit der Welt erreicht zu haben. Sie hat also, genau zu reden, gar keinen Grundsatz für ihre Urtheile und für ihre Entschlüsse, man müßte denn der klugen Berechnung des äußeren Verlustes oder Gewinns diesen Namen geben. Sie ist nur dienſtbar der flüchtigen Gegenwart, und unfähig, heute zu ſagen, wie ſie morgen geſinnt ſeyn wird, weil ſie alle die Zufälle noch nicht kennt, die ſie beſtimmen werden.

Wie hoch ſteht über dieſer Unterwerfung unter den Wechſel der Zeit der, welcher nur das eine Geſetz des Denkens und Handelns anerkennt, das unwandelbar und ewig iſt wie Gott, der Urquell aller Wahrheit und alles Rechts. Mag ſich die Welt um ihn her wie ſie will geſtalteten, mögen die herrſchenden Meinungen dieſe oder jene Richtung nehmen, mag bey der Aeufferung gewiſſer Grundsätze alles zu gewinnen oder alles zu verlieren ſeyn — immer kann man vorher wiſſen, wie ſich der unerschütterliche Charakter des Frommen äußern werde. In die verworrenſten Zeiten fiel das Leben des Erlösers auf Erden. Parteyen kämpften

mit Parteyen. Ihm selbst ward bald geschmeichelt, bald ward er bedroht. Größe, Gewinn an Macht und Ehre bot ihm das Volk; Auszeichnungen wären ihm gewiß geworden von den Mächtigen, wenn er ihres Sinnes gewesen, und die Fülle der Kräfte, die in ihm wohnte, ihrem Dienst gewidmet hätte. Selbst den hohen Zweck, für welchen er arbeitete, hätte er vielleicht schneller und umfassender erreicht, wenn er den Arm irdischer Macht hätte benutzen wollen. Aber wie hätte etwas so wandelbares als die Ereignisse der Zeit, etwas so unzuverlässiges als der Beyfall der immer wogenden Menge, etwas so vergängliches als die Krone eines Fürsten, seinen Sinn beugen, seine Urtheile leiten können? Unbeweglich steht er auf dem festen Grunde seiner Ueberzeugung. Es giebt nur Eins für seine Wahl, das was Wahr und Recht ist. Wie er gedacht, wie er die Gesinnung der Menschen beurtheilt, wie er das, was die Erde giebt — Reichthum, Ehre und Gewalt, — gewürdigt hat, da er zuerst auftrat als ein gefeyerter Lehrer des Volks, so denkt er, so urtheilt er noch als er vor seinen Unterdrückern steht, und, jedem Hohn und Spott hingegeben, ein Hohngelächter der Menge, das Leben aufopfert, aber nicht die Wahrheit.

Aus den Grundsätzen, oder jenen festen Regeln, nach welchen sich das innere Handeln des Menschen bildet, geht das äußere Streben und Wirken hervor. Sie sind die befruchtenden Keime, die nur den Boden erwarten, aus welchem sie hervortreiben, und glückliche Zeitumstände, unter welchem sie gedeihen können. In so fern scheint es allerdings, als wäre auch der Jugendhafteste und Frömmste von dem Zeitalter abhängig, und vermöchte mit dem reinsten und ernstesten Willen nichts, wenn eine harte tyrannische Zeit seine Bestrebungen hemmte. „Konnte, sagt ihr,

der Heilige des Evangeliums die Menschen erleuchten, als eine überlegene Macht dem Lichte wehrte, zu leuchten? Konnte er seine Zeitgenossen der Tugend erhalten, wenn ein unaufhaltsamer Strom der Sittenlosigkeit alles mit sich forttriß? Konnte er mit seinem vollen Herzen voll Liebe, Güte und Gerechtigkeit alle dem Elende steuern, daß die Kriege über Länder und Nationen führen, und das Recht da geltend machen, wo die Gewalt entschied? Hat er mit seinen Thränen, und selbst mit seinem Blut und Leben, sein unglückliches, zerstörtes, unterjochtes Vaterland retten können? Werden wir mehr als er vermögen? "

Nicht dieß, meine Brüder! Aber dennoch kann, wenn wir überall nur den Willen unsres Meisters zu thun entschlossen sind, unser Streben und Wirken unabhängig von allen äußeren Wechseln bleiben. Schon darin sollen wir uns von den Kindern dieser Welt unterscheiden, daß, indeß sich ihre Grundsätze stets nach dem Geist ihrer Zeit, und wäre er auch der verwerflichste, bilden, und ihre äußere Thätigkeit dem Drange der Umstände weichend, sich diesem verwerflichen Geiste zum Werkzeuge hingiebt, wir dagegen nie etwas beschließen und ausführen, wobey wir die Grundsätze verläugnen müßten, die wir allein als die rechten erkannt haben. Giebt es etwas verächtlicheres, selbst in den Augen der Menschen, als sich seines Freundes, seines Wohlthäters, seines Königs, seines Vaterlands zu schämen, weil sie unglücklich sind, oder für schnöden Gewinn Verräther an seiner Pflicht zu werden? Und wir als Christen sollten fähig seyn, Gott, oder der Stimme Gottes, die zu uns durch unser Inneres spricht, untreu zu handeln, wenn auch eine Welt damit zu gewinnen wäre? Wohl können wir in Lagen kommen, in denen wir uns gehemmt fühlen auszuführen, was wir ausführen möchten,

in denen wir verstummen müssen, wo wir sonst geredet hatten, wo wir zu schwach sind zu helfen, wie wir vormals helfen konnten. Wir ruhen dann von dem äußeren Werk. Aber nur kraftvoller wird unser inneres Leben, und in den Zeiten dieser äußeren Ruhe reifen die Pläne für eine neue Wirksamkeit, wenn die Nacht vergangen seyn wird, in der niemand wirken konnte.

Doch selbst die trübsten Zeiten lassen allen besseren Menschen noch ein weites Feld ihrer Thätigkeit übrig. Wie viel oder wenig in ihnen durch ihr Bemühen und Handeln ausgerichtet, wie reich die Erndte ihrer Thränensaat ausfallen werde, das überlassen sie dem Herrn. Ihr Streben geht still und ruhig, wie in den glücklichsten Zeiten, fort. Sie wissen, die Menschheit, das Vaterland bedarf der Aussharrenden gerade am meisten dann, wenn viele muthlos zurücktreten. Je weiter sich die sittliche Verderbniß verbreitet, je mehr Gefahr da ist, daß das Licht der Wahrheit untergehen könnte, desto kräftiger kämpfen sie gegen den Geist der Welt. Je mehr das Land und der besondre bürgerliche Verein, dem sie angehören, bedrängt ist, desto mehr stellen sie sich an die gefährlichsten Posten, und suchen selbst in der Auflösung noch das Gesunde zu retten. Aber es ist dabey ein weises und bedachtsames Thun — nicht eine leidenschaftliche Hestigkeit, die das Unmögliche möglich machen, das Unabänderliche durch ohnmächtige Empörung umgestalten möchte. Neue Ordnungen der Dinge können unviderrußlich festgestellt seyn. Was die Vorsehung zugelassen hat, will der, welcher gewohnt ist in dem was geschieht ihren Willen zu vernehmen, nicht gewaltsam vernichten. Daß nur bey allem Absterben dessen, was leicht ohnehin nichtig war, bey allem Wechsel der Formen, welche die Zeit bildet und umbildet, das was ewig zu blei-

ben allein werth ist, vom Untergange gerettet werde, — dieß bleibt das einzige Ziel seines Strebens. Wo so gesinnte Menschen zu einem festen Verein sich an einander schließen, da wird oft, was dem Zaghaften unwiederbringlich verloren schien, erhalten, und kann, wenn die Außenwelt wieder eine neue Gestalt gewann, nur desto fröhlicher aufblühen.

Laßt also auch das Bessere, woran wir vormals auf der Welt unsre Lust und Freude hatten, in dem Strom der Zeit untergehen, laßt um uns her eine neue ungewohnte Welt sich bilden — jede ihrer Gestalten wird zwar, wie in den Spiegel vorüberziehende Gegenstände, so in unsre Seele ihr Bild werfen, aber das Ewige in uns, das unser eigentliches Wesen ausmacht, soll es nicht verwandeln. Es giebt keine Zeit, in welcher die Behauptung seiner Selbstständigkeit, seines Glaubens, seiner Tugend unmöglich wäre. Durchforscht die lange Reihe vorübergegangener Zeitalter. Hat nicht jedes seine Heiligen gehabt, die gleich hellleuchtenden Sternen uns selbst aus den dunkelsten Zeitperioden herüberstrahlen. Haben nicht auch mitten in dieser König in der Städte — in jenen Jahren der Umwälzung — heldenmuthige Seelen dem Geist ihrer Zeit widerstanden; unbezwingbar der mit allen Drohungen und Schrecken gerüsteten Gewalt; unüberwindlich der lockenden Verführung durch Ehre und Reichthum; fest haltend an dem, was ihnen das Rechte schien, wenn auch keiner daran gehalten hätte; nur hangend am Leben, so lang es möglich war, es würdig zu behaupten. Wohl haben auch von ihnen wie zu den Zeiten des ersten Christenthums, „viele Spott und Geißeln erlitten, dazu Gefängniß und Bande. Sie sind gesteinigt, zerfleischt, durchbohrt und durch das Schwerdt getödtet. Sie sind umhergezogen in dem Kleide

„der Armuth und der Schmach; haben gekämpft mit Man-
 „gel, mit Trübsal, mit Ungemach, in der Verbannung,
 „auf den Bergen, in den Klüften, in den Höhlen der
 „Erde: — hohe Seelen, deren die Welt nicht werth
 „war; — “ *) aber auch sie haben das Zeugniß erhalten,
 daß sie aus den Stürmen ihrer Zeit sich das Kostlichste ret-
 teten, das hohe Bewußtseyn Treue und Glauben gehalten,
 und ihre Pflicht redlich erfüllt zu haben.

Es ist also keinem Zweifel ausgesetzt, daß der Mensch
 seine Grundsätze, so wie sein Streben und Wirken, von
 den Veränderungen der äußeren Welt unabhängig machen
 kann. Aber hat er auch seine Freudigkeit und seinen
 Muth in seiner Gewalt? Kann selbst die Religion,
 wenn sie auch die herrschende Vorstellung und Empfindung
 seiner Seele ist, die natürlichen Gefühle des Schmerzes
 und der Wehmuth unterdrücken, und — will sie es?
 Kann man also nicht eben so fromm und tugendhaft seyn,
 wie es die Heiligsten waren, und sich dennoch unter gewis-
 sen Umständen tief unglücklich fühlen? Hat doch auch sie
 das Elend ihrer Zeit oft zu Boden gedrückt. Selbst wenn
 sie standhaft genug waren, eignes Unglück, Verlust, Ver-
 raubung, körperliche Schmerzen zu ertragen, so hat der
 Jammer, der ihr väterliches Land der Verheerung zur
 Beute hingab, ihr Herz gebrochen, und mancher kräftige
 Geist hat nicht Kraft genug gehabt, den Untergang des
 Staas zu überleben. Ach! wie vermöchte auch der schwache
 endliche Mensch sich eine ununterbrochene Ruhe zu erringen,
 welche allein das Eigenthum des höchsten Geistes bleibt,

*) Ebr. 11, 36 — 39.

des allein Seligen und Gewaltigen, der hoch über alle Wechsel des Vergänglichem erhaben ist.

Nein, meine Brüder, die menschlichste aller Religionen, die wir bekennen, sie fordert es am allerwenigsten, daß der Mensch sich betäube im Unglück, und daß das Böse nicht schmerzlicher auf ihn wirken soll, als das Gute. Aber wie es Heilmittel und Stärkungen giebt für die Schmerzen und Schwächen des Körpers, so kann auch der Geist sich aufrichten, wenn er die Hand nicht zurückstößt, die diese Religion ihm anbietet, nicht um ihm seine eigne Anstrengung zu erlassen, sondern nur um ihn zum Bewußtseyn zu bringen, wie viel er durch Gott vermag, wenn er seine Kräfte sammeln; und unverwandt nach dem Ziele der Vollendung hinblicken will, das ihm gesteckt ist. Gestehe wir es nicht selbst sehr oft, daß wir hätten danken sollen, wo wir klagten, und zittern, wo wir uns einer blinden Hoffnung hingaben; daß sich in den bittersten Erfahrungen Quellen des Segens, in den glücklichsten Ereignissen Quellen des Unglücks für uns öffneten; die wir nicht ahndeten; daß dicht an unsre Freuden der Schmerz, dicht an unsern Schmerz die Freude gränzte, die nicht zu theuer durch sie erkaufte wurde. Solche Lehren giebt uns aber die ernste Stimme der Religion, wenn sie uns, noch ehe wir selbst die Erfahrung machen, an den Unbestand, an das Vergehen der Welt, an die Nichtigkeit des zu sichern Vertrauens auf dieß Vergängliche, erinnert. Solche Ueberzeugung giebt uns der Glaube an eine zwar unerforschliche aber stets weise und gnädige Weltregierung, an einen unaufhaltbaren Fortschritt zum Besseren, für jeden, der nicht träge still steht; an die veredelnde Kraft der härtesten Prüfungen; an die künftige Enthüllung aller Räthsel dieses Lebens. Aus ihr geht die Freudigkeit und

der Muth hervor, welcher sich selbst der Trübsal rühmen, Schmach und Schande aller Ehre und allem Gewinn vorziehen, und sich selig preisen kann, gewürdigt zu seyn, um der Wahrheit und des Rechts willen Leiden und Verfolgung ertragen zu müssen.

Wem tritt das Andenken an den Erlöser nicht auch hier von selbst vor die Seele? Er, der sich nicht schämte menschlich zu fühlen, zu klagen, zu weinen, wo die Natur ihren Tribut verlangte, er, der auch die Freude nicht verbarg, wenn ihm sein Werk gelang, erscheint er uns nicht dennoch immer mäßig, besonnen, nie sicher gemacht durch den Beyfall der Menschen, aber auch immer gerüstet mit Muth, unerschrocken sein Geschäft treibend, unverzagt auch bey dem größten Widerstande? Eben dieser freudige Muth theilte sich auch denen mit, die sich nach ihm bildeten. Wir haben — das ist ihr eignes Bekenntniß — wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängstigen uns nicht. Uns ist wohl bange, aber wir verzagen nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um. — Wir gehen durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und durch gute Gerüchte; als die Verführer, und doch wahrhaftig; als die Unbekannten, und doch bekannt; als die Sterbenden, und siehe! wir leben; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts besitzen, und denen doch alles angehört *). Als der thätigste der Apostel, seinem Verufe getreu, den Weg nach Jerusalem an-

*) 2 Cor. 4, 8—10. 6, 8—10.

tritt, und sich losreißen muß aus den Umarmungen seiner weinenden besorgnißvollen Freunde, verbirgt sich ihm zwar nicht die Gefahr: „Ich gehe im Geist schon gebunden hinauf nach Jerusalem, und weiß nicht, was mir daselbst begegnen wird. Nur warnende Stimmen sagen mir, Bande und Trübsal warteten meiner.“ Aber dennoch verläßt ihn sein Muth nicht. „Ich achte der keines, halte mein Leben auch selbst nicht für zu theuer, auf daß ich vollende meinen Lauf mit Freuden.“

Kann sich die Unabhängigkeit echtreligiöser Menschen von den Wechsellern des äußeren Lebens deutlicher und würdiger offenbaren? Wer könnte diese Erhabenheit ihrer Seele über das Irdische wahrnehmen, ohne sich nicht selbst an ihr zu stärken, und Muth zu fassen, wie auch der eigne Weg durch das Leben beschaffen seyn mag — gerade und eben, oder verschlungen und gefahrvoll — jeden Tag zu nehmen, wie es Gott beschließt, und dann fröhlich und getrost seine Bahn zu durchlaufen?

Niemand, meine Brüder, vermag den hohen Frieden auszusprechen, welcher das Erbtheil eines Geistes ist, der sich diese Unabhängigkeit, von welcher ich bisher geredet habe, zu eigen gemacht hat! Fremd muß er auf immer denen bleiben, die mit allen ihren Wünschen und Neigungen dem nichtigen Wesen der vergänglichen Welt angehören, und eben daher in jedem Augenblick durch das, was sie giebt oder nimmt, zur Freude oder Traurigkeit gestimmt werden. Selbst in denen kann keine reine ungemischte Empfindung herrschend werden, die zwar wohl das Höhere kennen, aber auch zugleich im Einverständniß mit dem bleiben möchten, was den Sinnen gefällt und das schwerere Opfer erläßt. Aber je fleckenloser die Seele bleibt, je klarer

ter das Bewußtseyn, der inneren Stimme des Gefühls über das, was in jedem Verhältniß das Würdigste ist, immer treu geblieben zu seyn, je williger die Ergebung in alles, was Gott fügt und sendet, je wohlthätiger durch diese ruhige Fassung auch rings um sich her wirkend — desto weniger wird irgend eine Veränderung des Schicksals, den Geist um die innere Freyheit bringen können, gegen welche keine Macht und Gewalt der Erde etwas auszurichten vermag.

Diese Unabhängigkeit erhalte auch uns, theure Freunde, mäßig im Glück, und im Unglück getroffen. Alles Sichtbare wird auch für uns vorübergehen mit aller seiner Lust und mit allen seinem Schmerz. Jedes Werk menschlicher Größe und Herrlichkeit eilt doch zuletzt seiner Auflösung entgegen. Die Mächtigsten, die Unüberwindlichsten erliegen wenigstens endlich dem letzten Feinde, so bald es im Rath des Herrn des Lebens und des Todes beschlossen ist, und untergehen wird, vielleicht früher als sie, früher als wir es selbst erwarten mögen, was sie für unzerstörbar gehalten haben. Alles aber was wir, dem heiligen Willen Gottes gemäß, in uns und außer uns hervorbringen, das wird unvergänglich seyn.

VII.

Demois. de Chalabre.

(Aus den Friedenspräliminarien von Huber. 9. Bd. S. 29 ff.)

(S. 137.)

Ein Beyspiel von der Wirkung politischer Leidenschaften ist Demois. de Chalabre. Sie ist ein Typus so vieler ähnlichen Metamorphosen, welche die Revolution er-

zeugt hat. — Unstreitig hat diese Person sehr wesentlichen Einfluß auf Robespierre'n gehabt, und viel dazu beygetragen, ihn ärger zu machen, als er schon aus den Fäden der Natur ging; — überhaupt scheint ihn, der aus Feigheit die Männer floh, wenn sie nicht blinde Jünger, oder von seiner Willkühr abhängige Schurken waren, der ausschließliche Umgang mit fanatischen Schwestern nicht wenig an den Abgrund von Raserey befördert zu haben. Das revolutionelle Temperament solcher Geschöpfe war unersättlich, und indeß den eiteln Menschen abgöttische Liebesungen kielten, forderten sie ihn unaufhörlich zu frischen Beweisen patriotischer Kräfte auf. Schon im Jahre 1790, wo Demois. de Chalabre und Robespierre sich einander kennen lernten, war der Patriotismus dieser Person wirkliche Uterinwuth, die Robespierre's revolutionelle Bemühungen noch immer zu lau und schläfrig fand. Sie schloß sich an ihnen, weil seine patriotische Hitze sich doch noch am meisten der ihrigen näherte. — An physische Liebe muß man hier gar nicht denken; gerade sie hätte alles verdorben: aber der höchste Grad geistiger Inbrunst fand von Seiten der Demois. de Chalabre statt, und war bey ihr aufrichtiger als bey ihm. — Sie war die natürliche Tochter eines berühmten Spielers von der bekannten Familie Chalabre. Recht wohl erzogen, cultivirte sie einige angebörnte Talente, als Musik und Mahleren, mit glücklichem Erfolg. Eingebildeter Geist und zwanzigtausend Livres Einkünfte setzten sie in Stand, den Winter in der Stadt, den Sommer auf dem Lande mit Annehmlichkeit einen Zirkel von Freunden bey sich zu sehen. Sie war wohlthätig, und lebte übrigens in einer für Paris seltenen Eingezogenheit. Der Tod hatte sie eines geliebten Anbeters beraubt, eben als sie sich mit ihm vermählen sollte, und seit

dem schien sie allen Ansprüchen auf das männliche Geschlecht entsagt zu haben.

Die Revolution brach aus, und Dem. de Chalabre interessirte sich mit allen ihren Landsleuten für diese große, so heilsam scheinende Begebenheit. Wahre Menschenliebe belebte sie; kein Opfer wäre ihr zu groß gewesen; mit Freuden hätte sie ihre ganze Habe auf den Altar des gemeinen Bestens gelegt. Bald riß das jugendliche Bedürfniß, mit voller Seele an einem Gegenstande zu hängen, sie tiefer in die Ereignisse hinein, und die Revolution ward ihr einziger Gedanke, ihre einzige Leidenschaft, die sie um so heftiger verzehrte, je mehr Hindernisse ihr Geschlecht einer unmittelbaren Theilnahme entgegen setzte. Schon im Sommer 1790 hatte die Revolution den Kopf der Demoiselle de Chalabre so sehr eingenommen, daß ihre Freunde den gänzlichen Verlust ihres Verstandes fürchteten. Sie schlief nicht mehr, sie aß und trank nicht, um Tag und Nacht zu lesen und wieder zu lesen, was nur Rasendes geschrieben wurde. Marat steckte in ihrem Arbeitsbeutel und unter ihrem Kopfküssen. Endlich gewöhnte sie sich gar an die Lectüre des zotenhaften Père Duchêne, den sie nicht nur selbst, sondern auch Andern vorlesen konnte. Ihre jungfräuliche Schüchternheit war verschwunden, sie gesticulirte und heulte wie eine Mänade. An Raisonnement ließ sich bey ihr nicht mehr denken; ihr Urtheil war so gleich gefällt; sie wußte nur zu jauchzen und zu wüthen, und der älteste Bekannte, der nur in Worten um ein Haar breit von ihr abwich, schien ihr ein Aristokrat, war ihr verhaßt und verdiente erwürgt zu werden. Dieser Zustand hat nachher noch drey Jahre lang beständig zugenommen, und es ist mir unbegreiflich, wie eine menschliche Natur ihn aushalten kann, ohne zu Grunde zu gehen. Ein sechs

Jahre lang anhaltendes Fieber, dem unaufhörlich Nahrung gegeben wird, das jedes Heilmittel verabscheuet, sich am täglichen Anblick von Hinrichtungen, in Jacobinerfessungen, und schlaflose Nächte hindurch mit ascetischer Politik berauscht, scheint über die Kräfte unsrer Vorstellung zu gehen; — und dennoch lebt ein Geschöpf in dieser steten Fieberhitze. — Jedoch ist ihre Gestalt in eben dem Grade häßlich geworden, wie ihre Seele abscheulich. Die Natur hatte sie mit einer vortheilhaften Physiognomie, mit geistvollem Auge, schlankem Wuchse, und vielen andern Reizen ausgestattet. Jetzt wird ihr Anzug schmutzig, die Haltung ihres Körpers frech und grob. Die Fülle ihrer Arme verfällt; ihr Gesicht wird braun und hager; wüthend treten, wie Feuerräder, ihre Augen aus dem Kopfe hervor, und die Muskeln ihres Mundes ahmen die krampfhaften Zuckungen Robespierre's nach. Sie gleicht dem Skelette einer Furie; man schreckt vor ihr zusammen und würde sie in die letzte Epoche des weiblichen Alters setzen, sie, die etwa dreyßig Jahre zählt, wenn nicht die Heftigkeit ihrer Gehehrden sie um etwas jünger machte, als die physische Häßlichkeit besagt. —

Sie hatte Robespierre'n in dem Hause R** gesehen, ohne daß sich Beyde besonders kennen lernten oder sprachen. Aber Dem. de Chalabre machte sich in ihrer finstern Einsamkeit mit Schreiben Luft. Von den Convulsionen ihres Patriotismus ergriffen, schrieb sie an alle bekannte Patrioten damaliger Zeit, an Petion, Brissot, Gregoire, die aber nicht lange ihrem Enthusiasmus entsprachen. Sie ließ diese im Stiche, um ihre Leidenschaft ausschließlich auf Robespierre'n zu heften. Herrn B**, dem sie ihr Zutrauen geschenkt, und der sie wie ein Vater liebte, wurden die Briefe zur Bestellung übertragen, er hatte die

Er

Erlaubniß sie zu lesen, und zu kassiren, wenn er es rathsam fand. Es waren wirkliche Dithyramben, Psalme, Hymnen, politisch-apokalyptische Raserenen. Zum Spaß gab B** einige derselben an Robespierre'n ab; und siehe! der Funke zündete. Sie hatte das unaussprechliche Glück, den Schreckensmann in ihrer Sommerwohnung zu Belleville zu empfangen. Welche Herzensergießungen von ihrer Seite! Freylich erwiederte Robespierre sie nicht; aber daß sie ihm behagten, erhellet aus dem zwischen Beyden von 1790 bis zu seiner Katastrophe fortgesetzten Umgange; und zuverlässig hat sie auf den wesentlichen Bestandtheil dieses Menschen auch wesentlichen Einfluß gehabt. Sie warf ihm vor, daß er zu weichherzig, zu nachgiebig sey; und Robespierre ließ sich ermuntern, und sah daneben gern, daß man auf Rechnung eines zu guten Herzens schrieb, was Furcht oder schlaue Tücke war. — So ganz entschiedene Charaktere wie Fräulein Chalabre, die durchaus nur eine Farbe haben, sind selten. Es war rein abgezogner Fanatismus ohne Zusatz; und da sie in dieser Hinsicht Robespierre'n überlegen blieb, so mußte sie ihm nothwendig etwas von ihrer Electricität mittheilen. Sie hat ihn also wüthender, grausamer gemacht; aber Plane vorzeichnen, konnte sie nicht. Robespierre besaß mehr Verschlagenheit, Lauersamkeit und Kenntniß der Personen; man kann also nicht sagen, daß sie ihn geleitet habe.

Um ihrem Abgotte näher zu seyn, bezog sie ein Haus auf der Place des victoires, in welchem seine Druckerey etablirt wurde, die unter der Direction des berühmten Revolutionsrichters Nicolas stand. Auch ist klar, daß Robespierre die Finanzen der Demois. Chalabre benutzt hat, bis ihm andre Ressourcen und die Finanzen des Staats jene entbehrlich machten.

VIII.

Ueber die Telegraphen.

(S. 144.)

Selbst die außerordentliche Schnelligkeit der Mittheilung durch die Verbesserung unsres Postwesens, welche alles, was man hätte denken und erwarten können übertrifft, kann der telegraphischen nicht gleich kommen, oder sie in sehr wichtigen Fällen entbehrlich machen. Auch ruht der Erfindungsgeist nicht. Die Telegraphie wird immer vollkommner und sicherer. In England ist neuerlich versucht, den Zweck durch die schnellste Fortpflanzung der Stimme durch neuerfundene Sprachröhre noch unfehlbarer und vollständiger zu erreichen. Binnen einer Stunde soll auf diesem Wege eine Nachricht in einer Entfernung von 900 englischen Meilen mitgetheilt werden können.

Wer sich von dem Anfang und Fortgang dieser so wichtigen Erfindung näher unterrichten will, findet sowohl eine sehr vollständige Belehrung über die verschiedenen Methoden und Versuche, als eine sorgfältige Nachweisung der darüber vorhandenen älteren und neueren Schriften in G. C. V. Busch schätzbarem Handbuch der Erfindungen, 12ter Th. S. 39.

IX.

Göthe über Voltaire

in den Anmerkungen zu Diderots Better Nameau,

(Nachtrag zu S. 175.)

„Die Eigenschaften sind mannichfaltig die man von einem geistvollen Manne fordert, und die man an ihm bewun-

bert, und die Forderungen der Franzosen sind hierin, wo nicht größer, doch mannichfacher als bey andern Nationen:

Tiefe, Genie, Anschauung, Fähigkeit, Naturell, Talent, Verdienst, Adel, Geist, schöner Geist, guter Geist, Gefühl, Sensibilität, Geschmack, guter Geschmack, Verstand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Mannichfaltigkeit, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme, Anmuth, Grazie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Petillantes, Delicates, Ingeniöses, Styl, Versification, Harmonie, Reinheit, Correctheit, Eleganz, Vollendung.

Von allen diesen Eigenschaften und Geistesanschauungen kann man vielleicht Voltairen nur die erste und die letzte, die Tiefe in der Anlage und die Vollendung durch Ausführung streitig machen. Alles was übrigen durch Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weise Geisteswerke hervorbringt, hat er besessen, und dadurch seinen Ruhm so weit verbreitet.

X.

Züge des Edelmuths von Voltaire.

(Nachtrag zu S. 180.)

Voltaire stand, besonders während seines Aufenthaltes in Berlin, in dem Ruf eines fast ins Niedrige gehenden Geizes und einer unmäßigen Habsucht. Auch als Schriftsteller ward häufig über die Veweise davon gegen seinen Verleger geklagt. Um so unerwarteter ist die Erzählung, welche der Königl. Sächs. Bibliothekar Herr Ebert im 1sten Stück des 1sten Bandes, der Ueberlie-

ferungen zur Geschichte, Literatur und Kunst der Vor- und Mitwelt, mitgetheilt hat. Daraus sowohl, als aus den eignen Briefen Voltairs an den Buchhändler Walther, geht hervor, daß er diesem nicht nur seine Einwilligung zu einer vollständigen Ausgabe seiner Werke gegeben, sondern daß, ob er wohl zum Behuf dieser neuen Ausgabe alle seine Schriften noch einmal sorgfältig durchgesehen und sie mit Zusätzen bereichert hatte, dennoch dabey von gar keinem Honorar die Rede gewesen war. Sogar erbietet er sich, vierhundert Exemplare selbst zu kaufen, und baar zu bezahlen. Die ganze Correspondenz ist höchst interessant und charakteristisch. Sie giebt zugleich einen Begriff von der damaligen Lage des Buchhandels und des literarischen Verkehrs. Auch einige Briefe an Gottsched sind darin aufgenommen.

XI.

Herders Urtheil über Rousseau,
in den Briefen über das Studium der Theologie 28. Br.
(Nachtrag zu S. 182.)

„Ueber Rousseau werde ich vielleicht härter urtheilen, als man es erwarten wird, wenigstens bin ich kein so blinder Verehrer von ihm, daß ich, wie viele, ihm, ich weiß nicht für welchen Himmelsgesandten, den vollkommensten Erklärer und Märtyrer menschlicher Wahrheit u. s. w. hielte. Mich dünkt, er war mehr Märtyrer seiner Krankheit, seines philosophischen Egoismus, und einer sonderbaren menschenfreundlich = menschenfeindlichen Laune. So beredt er ist, so oft declamirt er, insonderheit von sich selbst,

jenem großen *Moi*, daß seine Natur zuerst ausspricht. Auch sind einige seiner Hypothesen, in der Allgemeinheit, in der er sie vortrug, ob er sie gleich nachher immer mehr einschränkte, wohl nicht zu retten gewesen. Im Reich der Todten aber wird sein Feind *Voltaire* ihm nicht mehr ableugnen, daß er ein starker, kühner Geist, ein beredter Mann und ein strenger eifriger Liebhaber dessen gewesen, was er für Wahrheit ansah. Seine Beredsamkeit, sein Haß gegen die Laster der Gesellschaft und der Gelehrten, seine feurige Liebe zu einem Ideale von Tugend und Redlichkeit, ob er sie gleich mit saurer Sonderbarkeit vermengte, werden ihn immer für einen Colossus unter den Schriftstellern unsers Jahrhunderts darstellen, von dem es Schade ist, daß jugendliche Fehler und Unglücksfälle ihn in manchem Gefühl für sein ganzes Leben verdarben, und die Blüthe seines Daseyns zu einer herben Frucht machten. In diesem Betracht sind seine Confessions das warnendste Buch für einen jungen Menschen, das seyn kann. Es zeigt nicht nur, was für einen bösen Einfluß Verirrungen der Jugend auf das ganze Leben haben, und welchem gefährlichen Labyrinth man sich aussetze, so bald man ohne Grundsätze die gemeine Bahn der Gesellschaft verläßt: sondern bey *Rousseau* selbst wird offenbar, aus welchen trüben, traurigen Quellen das Schimmern jener Lieblingsgrundsätze geflossen ist, die man nachher in seinen Schriften bewundernd anstaunte. Man sollte seine Schriften nicht anders als hinter seinen Confessionen lesen. Die ersten als schöne Declamationen eines vom Wege verirrten Einsamen über ein paradoxes Thema. Was Wahrheit in ihnen ist, wird sich dann theilweise von selbst aufdringen und man wird diese eingeschränkere bewährte Wahrheit desto mehr lieben. Sein *Emil* ist voll von Beobachtung-

gen und Lehren für die Menschheit; sein Glaubensbekenntniß des savoyischen Vicars in demselben hat schöne Stellen über Gott, Gewissen, die Stimme der Natur und die Vortrefflichkeit des Evangeliums, bey allen Zweifeln, die er dagegen vorträgt. Diese haben ihm Verfolgung zugezogen, und sein sonst nützlichcs Buch dem Feuer überantwortet. Sie ziehen aber in hundert andern Büchern, die überall gelesen werden, und beziehen sich meistens auf den Hauptzweifel, daß die geoffenbarte Religion nicht allgemein sey, welches sie auch, als Geschichte, offenbar nicht seyn konnte und nicht seyn wollte.

XII.

T a u b s t u m m e.

(Nachtrag zu S. 194.)

Die Neuere Zeitschrift für Kunst und Literatur vom J. 1825. Nr. 79 — 81. enthält über diesen Gegenstand einen sehr interessanten Aufsatz unter der Aufschrift: Fragmente aus Paris im J. 1822 von F. Neumann. Er theilt die Bemerkung mit, welche sich ihm bey dem Besuch des Taubstummeninstituts nach Sicards Tode aufgedrungen, wie es scheint im Allgemeinen mit Unpartheylichkeit und richtigem Beobachtungsgeist.

Die Methode, lediglich durch Handstellungen, und die mannichfaltigste Fingerlegung eine der Schrift gleiche, das mündliche Sprechen entbehrlich machende Mittheilung zu erreichen, ist im J. 1823 in einem eignen durch Kupfer erläuterten Werk entwickelt. Es erschien unter dem Titel: Syllabaire dactylologique, ou Tableau d'une lan-

gue manuelle' a l'Usage des sourds-muets. 4. Et was ganz ähnliches hatte schon Wolke vorgeschlagen, und überhaupt den Gegenstand mit deutscher Gründlichkeit in einem eignen Werk bearbeitet, von dem freylich die Franzosen keine Notiz nehmen und doch so viel daraus lernen könnten. Es führt den Titel: C. H. Wolke Anweisung, wie Kinder und Stumme ohne Zeitverlust und auf naturgemäße Weise zum Verstehen und Sprechen, zum Lesen und Schreiben oder zu Sprachkenntnissen und Begriffen zu bringen sind, nebst Hilfsmitteln für Taubstumme, Schwerhörige und Blinde. Leipzig 1804. — Auch Mütter junger Kinder, Haus- und Schullehrer werden viele lehrreiche Winke für den ersten Unterricht darin finden. Wie viele treffliche Schriften werden doch so früh vergessen!

Mehr declamatorisch als gründlich ist die Eloge historique de l'Abbé de l'Eppée pour M. Bazet. Paris 1821. Indes enthält doch die Schrift vieles von den Freuden und Leiden des Mannes, das bisher weniger bekannt war.

Das Leipziger Taubstummeninstitut, von dem König von Sachsen gegründet, hatte zuerst Hr. Heineke zum Vorsteher, dessen Wittve, ganz in seine Methode eingeweiht, es in Verbindung mit Herrn Petsche fortsetzte. Es besitzt iht ein sehr angemessenes Local, und hat sich der besondern Theilnahme der städtischen Behörden, so wie in Herrn Reich eines sehr thätigen Vorstehers zu erfreuen, und kein Besucher wird es unbefriedigt verlassen.

Mehrere den Gegenstand betreffende Schriften findet man genannt in meinen Grundsätzen der Erziehungs- und Unterrichtslehre, III. Theil S. 132.

XIII.

Die Pariser Gefängnisse,
der Tempel und la Force.

(M. s. oben S. 209.)

Das alte Gebäude, das schon in den frühesten Zeiten den Namen le Temple auch la tour du Temple führt, war bereits im 12ten Jahrhundert der Sitz der Tempelherrn. Den Hauptthurm erbaute 1212 der Schatzmeister des Ordens Hubert. Auch der Königl. Schatz ward hier oft aufbewahrt. In der Folge war es das Eigenthum des Maltheserordens und Sitz des Priors. Im J. 1792 war es bekanntlich der letzte Aufenthalt Ludwig XVI und seiner Familie vom 11. Aug. 1792 bis zu seiner Hinrichtung am 21. Jan. 1793. Im J. 1811 ist es gänzlich demolirt.

Das Gefängniß la Force (auch la grande Force) führt den Namen von einem früheren Besitzer des Hotels Duc de la Force. Man bestimmte es ums Jahr 1754 zu einer Militärschule, für die aber bald ein andres Hotel gewählt wurde. Im J. 1780 trat es auf Neckers Antrag an die Stelle zwey andrer höchst ungesunder Gefängnisse, und bekam zugleich eine angemessenere und anständigere Einrichtung. In den furchtbaren Mordtagen war es der letzte Aufenthalt der unglücklichen Opfer der Schreckensregierung. Hier war es auch, wo die Prinzessin Lamalle gemordet wurde.

Von beyden Gefängnissen, so wie von allen übrigen in Paris, giebt Dulaure *histoire physique civile et morale de Paris depuis les premiers Temple historiques jusqu'a nos jours*. Paris 1822. Vol. I—VII., vollständige Nachricht.

XIV.

Doctor Saiffert.

(Nachtrag zu S. 222.)

Das angeführte Werk enthält zunächst eine Anleitung für den Seher (Staben-seher) weil eigne Lettern dazu gegossen waren. Sodann folgt ein Verzeichniß der neuen Vocale und Consonanten. Da ließt man Benennungen — bey den Vocalen von Stugern, Gähnern, Bläckern, Winslern, Grunzern, Murmlern, Rülpsern; bey den Consonanten von Lisslern, Schlürfern, Röchlern, Bläsern, Rauschern u. s. w. Hieran schließt sich eine Reihe von Krankenberichten und Krankenbehandlungen, in welchen nach dem Urtheil der Sachkundigen manches originelle und beachtungswerthe enthalten seyn soll. Endlich folgt ein medicinisches Wörterbuch, durchaus neuer Terminologieen, statt der gewöhnlichen Benennungen der Krankheiten und Arzneymittel, wobey in der That unbegreiflich ist, wie ein kluger Mann glauben konnte, daß er durch diese zum Theil ganz corrupte Namen die ganze medicinische Sprache umzuschaffen, und die Uebliche zu verdrängen im Stande seyn würde. Hier nur eine kurze Probe der Schreibart, von der Saiffert im vollem Ernst meinte, daß sie die echte reindeutsche sey, und daß billig Jeder so schreiben müsse.

E r s t e r B e t r a g

zur Rénigung der übschäftlichen Arztné-lère.

Wörlauf von dem säftligem und sinligem leben.

„Das, das tirise leben „nach ménen „in méner
langen ärztlichen „übschaft „strenge gemachten „öbach-
tungen „m à g s alen widersprechlich schénenden „und mir „

wie den meisten Ärzten „bekanten“, Ier-mönungen „aus
 einem finligem und säftligem beſteet, kann „mir
 glaubens - ſchlenderis und ſachſinig „wüder ſpro-
 chen, aber naturforſeris obachtend und tiſ nachdenkend,
 nicht geläugnet „werden.

Der beweis, das dieſe beiden leben, eines ohne das
 andre „zet-fristig „beſtehen können, wird ſich durch einige
 „ſtreng „von mir „gemachten „und in dieſem Veträge
 treu vorgestellten „obachtungen entwickeln.

Das, das finlige leben „ohne das ſäftlige
 zu verlaſſen „zet-welig „mehr oder weniger „aus dem
 tiriſen lebens-gebäude ſen, und widerum in ihm
 aufgenommen werden kann, wird ſich durch die folgen me-
 ner obachtungen erörtern.

Das, das ſäftlige geſtörte leben, das finli-
 ge „mehr oder weniger „ſtört, ſchwächt, oder wirig macht,
 kan ſich kein übſch äftlicher Arzt läugnen: der beweis iſt
 im täglich „durch behandlungen ſer gemener krankheiten „
 zugegen.

Das, das finlige leben „beſonders in den Men-
 ſen „das ſäftlige ſtören „und ſogar plötzlich „mit
 ſich dahin reiſen „kann, würde nach kurzer erörterung „en
 gemener bewuſt ſen. —

Doch genug, und ſchon zu viel zum Beweiſe der ſeltſa-
 men Verirrung und Selbſtäuſchung, als Folge fixer Ideen,
 die ſich ſo oft gerade vorzüglicher Köpfe, beſonders der
 Autodidacten, bemächtigen.

XV.

Straf- Arbeits-Anstalt für Raupen,
nach der Berliner Zeitung.

(Zur Erläuterung von S. 234.)

Zu den merkwürdigen Erscheinungen unsrer Zeit gehört die unter obiger Aufschrift in München von einem bayerischen Officier, Hrn. Hebenstreit, mit bewundernswürdiger Geduld angelegte Anstalt. Es ist die Elfenraupe, deren Kunsttrieb durch ihn zu einer geordneten Thätigkeit gesteigert ist; da diese Raupe jedoch den Früchten und Bäumen schädlich zu seyn pflegt, so muß sie in dieser Anstalt gleichsam zur Strafe für den angerichteten Schaden, Buße thun und zur Arbeit angehalten werden. In diesem kleinen Zuchthause läßt er nun durch diese Insekten Watte weben, wozu ein hölzernes Gestell errichtet ist, auf welchem sie, ohne daß sie es wissen, ihrem Gewebe die Form von Watte geben müssen, da sie sonst nur unregelmäßig und willkürlich ihre Spinnarbeit zu Stande bringen. In diesem thierischen Spinnhause sollen etwa 500 Raupen in weniger als 2 Wochen mehrere wasserdichte Schleyer gewebt haben von glänzender weißer Farbe, und doch so durchsichtig wie Glas; außerdem auch noch ein Stück Watte, drey Ellen lang und mehr als zwölf Viertel breit, alles nach vorgeschriebenen Modellen gearbeitet, und sogar mit einem geschmackvollen Muster versehen. Der Vorsteher ließ nämlich seine Fabrikanten das Zeichen einer Krone darin einweben, indem er, wie öffentliche Blätter berichten, diese Figur mit Spiritus auf das Gewebe zeichnete. Um den widerlichen Geruch desselben zu vermeiden, kriechen sie rings um denselben herum, indem sie um die bestrichenen Stellen herumweben, und solchergestalt abermals unbewußt

die aufgegebenen Figur glücklich herausbringen. Dieses seltsame Wunderwerk kam im Julius 1823 in jenem Werkhause wirklich zu Stande. Die Anstalt soll sich in einem Saale des englischen Gartens zu München befinden, und eine eigne Aufschrift führen, nämlich: „Straf-Arbeitsanstalt für schädliche Raupen.“ Der Director der Raupen hat aus diesem Gewebe sogar kleine Luftballons zusammengesetzt, die mit brennbarem Gas gefüllt wurden, worauf sie mehrere hundert Fuß in die Luft stiegen. Recht artig wäre es doch — setzt der Erzähler hinzu — wenn man nun auch eine kleine papierne Gondel daran hängte und sie mit Raupen besetzte, die sich ganz vortreflich zu Luftschiffen eignen würden; denn wenn sie einmal das Unglück haben sollten, aus der Gondel herabzustürzen, so könnten sie sich ja nur mittelst ihres Gewebes anknüpfen und sich an ihren eigenen Faden ganz bequem herablassen.

XVI.

I n s c h r i f t

über dem Eingang zu Millins Bibliothekzimmer.

(S. 257.)

Quisquis ingenuus hoc Musarum facello
delectariis honeste cupias
has leges perpendier,
recte sciens
nunquam negligito.

De regibus rerumve moderatoribus
nihil nisi honorifice loquantor
de primo sedendi loco
nulla fiet quaestio

omnes liberalium doctrinarum artiumque cultores
 qui dulci Camenarum melle
 funt nutriti
 quos dilexit divus Apollo
 vel Mnemosyna sancta fovet
 in veneranda litterarum fodalitate
 funt pares.

In re aliena temere curiosi
 blatterones inepti insulse loquentes
 palpatores importuni officiis tristes
 contracta fronte
 Censores adunco naso procul eliminantor
 mordere et quidquid salem
 inurbanum sapit
 penitus interdicitor
 quae in proxima tabella gallice scripta
 de libris codicibus
 ac tota erudita supellectile
 fiatuta sunt
 inviolata observantor.
 His legibus utere mecum.

XVII.

Die Herzogin von Orleans
 über Mad. de Valière.

(S. 267 u. 303.)

Madame de Valière war Hofdame bey Henrietten
 von England, der ersten Gemahlin des Bruders Ludwig
 des XIV, Herzogs von Orleans. Die öftere Gegen-

wart des Königs erweckte bald in Beyden eine leidenschaftliche Neigung, gegen die jedoch die tugendhafte Valière so lange ankämpfte, bis sie endlich der Ueberredung nachgab und Mutter ward. Ihre religiöse Stimmung blieb aber fast immer stärker als ihre Liebe, und die Unbeständigkeit des Königs, erleichterte den Sieg. Sie verließ plötzlich den Hof, ging in das Carmeliterkloster, wohin sie eben so sehr die allgemeinste Achtung und Liebe, als das Bedauern begleitete. Hier wollte sie nach ihren Begriffen, alles was sie verschuldet durch die härtesten Büßungen vergüten. Sie genoß oft nur Wasser und Brodt, trug einen eisernen Gürtel, und brachte Winter und Sommer die frühesten Morgenstunden im Gebet zu. Selbst das Wasser hat sie sich — weil der Heiland am Kreuz gedürstet habe — oft bis auf das allerkleinste Maas versagt. Bey dem Tode theurer Verwandten bezwang sie den Schmerz. „Nicht über sie, über mich allein — sagte sie — habe ich Ursach zu weinen.“

Sie erhielt oft Besuch, selbst von Ludwigs Gemahlin und andern hohen Personen des Hofes, die sich an ihrem Anblick erbauen wollten. So hat sie sechs und dreysig Jahr ihr Leben verweint, und auf die dringenden Vorstellungen der Klosterschwestern, sich mehr zu schonen, nicht geachtet, bis bey den steten Selbstpeinigungen die schwache Lebensflamme endlich verlösch. —

Das sind die Früchte der Entstellung einer Religion, die doch keine andere Versöhnung mit Gott predigt, als Reue, Besserung und Glauben an eine unendliche Liebe. Das sind die Wirkungen einer mißverstandenen Frömmigkeit, die zuletzt das Herz für alle reinmenschlichen Gefühle versteinert.

Aus den Briefen der Herzogin von Orleans.

„Madame de la Valière war Maitresse vom König und gar ein gut Mensch. — Die Montespan verdrängte sie. Wenn eines von deren Kindern starb, war der König herzlich touchirt, aber nicht als der Comt. de Vermandois, Sohn der Valière, starb. Denn die Montespan und die alte Zott (die Maintenon) hatten dem König weiß gemacht, daß dieß Kind nicht sein, sondern des Lauzun gewesen;

aber es wäre zu wünschen gewesen, daß alle des Königs Bastarden so gewiß sein eigen wären, als dieser gewesen ist. Mad. de la Valière war gar keine leichtfertige Maitresse, und sie hat es wohl durch ihre Buße und Pönitenz bis ans Ende von ihrem Leben bewiesen. Es war gar ein angenehmer Mensch, gut, sanftmüthig, tendre. Sie hatte den König nicht wie die alte Zott aus Ambition lieb, sondern eine echte Passion für ihn, und hat ihr Leben lang niemanden geliebt als den König. — Der König hat die Valière vergessen, als wenn er sie in seinem Leben weder gekannt noch gesehen hätte. — Auf Anstiften der Montespan hat er die Valière sehr übel tractirt. Da dieß der de la Valière durch die Seele gedrungen, so hat das arme Mensch gemeint, sie könne Gott kein größeres Opfer thun, als ihm ihre Liebe als die Quelle von ihren vorigen Sünden aufzuopfern.

Ich fand der Mad. de la Valière Augen weit schöner als Mad. de Montespan ihre; sie hatte eine solche Anmuth, wenn sie einen ansah, daß es nicht zu beschreiben ist; gar eine artige feine Taille, aber keine schönen Zähne.

Als Mad. de Valière von der Montespan verdrängt war, hat sie es für eine Buße gehalten, bey der Montespan zu bleiben. Diese hat sie übel tractirt und öffentlich ausgelacht; sogar dem König obligirt, hart mit ihr zu verfahren. Der König mußte durch dieser ihre Kammer gehen, wenn er zu der Montespan wollte. Er hielt ein schönes Espagnolchen, so malice hieß; da nahm der König auf Antrieb der Montespan dieß Hündchen, und warf es der Duchesse de la Valière zu, und sagte: Tenez Mad. voilà votre compagnie. C'est assez, — und so ging er zu der Montespan. Das hat sie alles mit Geduld ausgestanden. —

Die Valière hatte eben so viele Tugenden an sich, als die Montespan Laster. Daß sie die einzige foiblesse für den König gehabt hat, war ihr wohl zu verzeihen; der König war damals jung, schön, alle Menschen haben ihr dazu gerathen und geholfen, und sie war sehr jung; im Grunde war sie stets modest und tugendsam, und hatte ein gar gut Gemüth. — Seit sie Carmeliterin geworden, hat sie nichts als unsern Herrn Gott geliebt, und hat mir oft gesagt, wenn der König in ihr Kloster kommen sollte, wollte sie ihn nicht sehen und sich einsperren, daß er sie nicht finden sollte; aber sie ist der Mühe enthoben worden, denn der König ist nie hingekommen. — Sie war noch nicht im Kloster, als ich in Frankreich kommen bin, ist noch 2 Jahre bey Hofe gewesen. Als sie den Nonnen-Habit nahm, da haben wir erst recht Bekanntschaft gemacht. Es touchirte mich so sehr, dieß angenehme Mensch diese Resolution fassen zu sehen, daß, wie man das Drap mortuaire über sie warf, ich so bitterlich zu weinen anfieng, daß ich mich nicht mehr konnte sehen lassen. Wie die Cerimonie aus war, kam Mad. de la Valière zu mir, tröstete mich und sagte, ich sollte mich vielmehr mit ihr freuen als sie beweinen, da sie nun erst anfieng glücklich zu werden. Sie würde ihr Leben nicht vergessen, die Gnade und amitié so ich ihr erwiesen, welches sie ja doch so sehr verdient hatte. Kurz darauf ging ich wieder zu ihr; ich war curieus zu wissen, warum sie bey der Montespan noch so lange als eine Suivante geblieben wäre. Gott, sagte sie, habe ihr Herz gerührt, ihr ihre Sünden zu erkennen zu geben, so hätte sie gedacht, sie müsse Buße thun, also leiden, was ihr am schmerzlichsten wäre gewesen, des Königs Herz zu theilen und von ihm verachtet zu werden. In den drey Jah-
ren

ren nach des Königs Liebe hätte sie wie eine verdamnte Seele gelitten, und Gott alle ihre Schmerzen aufgeopfert für ihre begangenen Sünden; denn wie ihre Sünde öffentlich gewesen, so hätte auch ihre Pönitenz öffentlich seyn müssen. Sie wisse wohl, daß man sie für eine Narrin gehalten, die nichts von der Untreue des Königs merke. Aber auch das wäre mit Fleiß geschehen. Denn in der Zeit hätte sie am meisten gelitten, bis daß ihr Gott endlich in den Sinn gegeben, Alles zu verlassen und ihm allein zu dienen, welches sie auch gethan. Aber durch ihre Vergehungen wäre sie gar nicht würdig, unter so reinen Seelen als die andern Carmeliterinnen zu leben.“ —

(In gleichem Ton findet man in den S. 266. angeführten Briefen der Herzogin, eine eben so freymüthige oft höchst pikante Charakteristik aller Personen des Hofes.)

XVIII.

Bruchstück aus der Schrift
Napoleon und das französische Volk
als Probe der Ansicht und des Styls des Verfassers.

(S. oben S. 292.)

Wie Bonaparte sich des großen Krondiamanten bemächtigt hatte, der unter den Trophäen über seinem Bette an seinen Staatsdegen glänzt, so eignete sich Madame Bonaparte auch die goldene Staatstoilette der unglücklichen Königin zu, die man bis dahin allen den unverschämten Räubern, welche die französische Revolution in Gang gebracht, hatte entreißen und verheimlichen können. Es ist wohl gerade nicht die Folge von Zartheit des Gemüths und des Gewissens, daß Madame Bonaparte, seitdem sie in dem Spiegel der schönen Königin sieht, fast mit jedem Tage an Fülle und Reiz verlieren soll.

Niem. Beob. a. Reisen. 4. Bds. 2. Hft.

Zu dem vollkommenen Hofstaate fehlte ihnen nur noch eins, und das konnten sie sich mit aller Mühe und allem Gelde nicht verschaffen — eine zahlreiche Umgebung und Bedienung von Altabligen. So viel Bonaparte auch für diese durch ihre Rückkehr und seit dieser gethan hat oder gethan zu haben glaubt; wie sehr Madame Bonaparte auch auf alle mögliche Weise der Mad. Montessan (die zur linken Hand angetraute Geliebte des vorletzten Herzogs von Orleans, bey der jetzt der Hauptversammlungsplatz des alten reinen Adels ist) ausgezeichnet — alles was sie bisher erlangte, war, daß diese für sie und ihre Familie in ihrem eignen Hotel kleine Asseemlees von lauter Echl-Altabligen veranstaltete, wo Madame Bonaparte die Ehre hatte unter lauter Ducs und Marquis, und Grafen und Baronen zu seyn, und alle diese schönen Titel aus der alten schönen Zeit häufig um ihre Ohren herum schallen zu hören. Aus diesem geschlossenen heiligen Kreise aber auch nur einige Glieder, zu ihrer eigenen Hofbedienung zu erhalten, das war ganz unmöglich. Der in Staatsbedienungen wieder angestellte Erminister Segur, hatte es seinem jüngsten Sohne nachgesehen, Vicepräfect du palais werden zu wollen. Aber gleich empörte sich die ganze heilige Legion gegen ihn, da er als einer, dessen Familie einen Marechal de France unter sich gezählt, zum echten hohen Adel gerechnet wird. Alle die Citoyens mit dem alten de vor ihrem Namen, die im Dienste des neuen Hofes in Präfect-Livereyen u. dergl. stolzieren, werden von den Rigoristen nur zu dem kleinen Land- und Dienstadel alter Zeit gezählt.

So findet jeder Mensch, wie glücklich und mächtig er auch sey, sein unüberwindliches Hinderniß auf der Bahn des Lebens. Ueber den St. Bernhard, über die Meere, über die syrischen Sandwüsten, über ganz Europa, das

sich beugte, und endlich über das Volk von 30 Millionen, das ihn gutwillig über alle jene Höhen und Niederungen hob und trug, über dieß Volk selbst ist der Kühnwagende fortgekommen, und steht da nun oben und schaut alle die schönen Länder ringsum, vertheilt sie und nimmt sie, wie es ihm gefällt. In einem Augenblick, in welchem sein menschliches Herz ihm sagt: dir fehlt noch etwas, fällt sein umherschweifender Blick in den Salon der Mad. de Montessan, voll hübscher feiner Leute. Auch die muß ich haben, ruft er, sendet seinen Schutzengel dahin ab, sie zu laden, sie sollen kommen und begehren, sie sollen kommen und empfangen, wonach ihr Auge, wonach ihr Herz gelüstet — und der Schutzengel kehrt traurig zurück und sagt: sie wollen nicht kommen, sie wollen nichts haben, denn sie wollen — Alles haben was sie hatten. Da muß der entrüstete Mann nun immer auf der Zinne stehn, Tag und Nacht Acht geben, wie jene seine Widersacher aus- und eingehn, muß mit zehntausend Ohren horchen, was sie wohl sagen, mit hunderttausend Augen sehen, was sie wohl schreiben oder geschriebenes lesen; muß, wenn gar zu viele zusammen sprechen oder lesen, den einen hierhin, den andern dorthin schicken. Geht einer gern nach der Küste, um mit seinen vertrauten Wassermännern ein Wort zu wechseln, so muß er ihn nach den Alpen schicken; steigt einer zu hoch auf den Berg und liebt das Beste zu sehr, so muß er ihn übers Meer nach den Inseln senden. Da laufen und treiben nun alle getreuen Knechte, und kehren keuchend zurück neue Befehle zu erjagen, und finden ihren todtenbleichen Herrn an den noch bleicheren Schutzengel gelehnt, beyde den erloschenen Blick tief in den Salon der Madame de Montessan voll feiner Leute versenkt, die nicht kommen wollen — die nichts haben wollen! —



XIX:

Aus des Grafen von Schlaberndorf
lehtem Willen.

(S. 296.)

Ueber den Inhalt des späteren Testaments läßt sich, da es noch nicht aufgefunden seyn soll, nichts sagen. In seiner Verordnung vom 2ten May 1785 aber finden sich schon unter andern folgende Artikel. Sie werden hinreichen, um den warmen Eifer des Grafen und seine hellen Blicke in die Bedürfnisse der Volksbildung kenntlich zu machen:

„Von den jährlichen Reventüen des Kapitals, nach Abzug dessen was den Erben nach dem Rechte gebührt, sollen auf allen meinen Gütern so viel Schulen als nöthig sind erbaut und die Kinder wohl unterrichtet werden. Man soll für exemplarische Lehrer sorgen; man soll allen zum Unterricht erforderlichen Apparat anschaffen.

Die Kinder sollen kein Schulgeld bezahlen. Auch die nöthigen Bücher sollen die Armen umsonst empfangen.

So bald durch die Thätigkeit eines tüchtigen Geistlichen die Gemeindeglieder an Bildung gewonnen haben werden, soll das Salair desselben erhöht, für das Weichgeld und andre wegfallende Accidenzien er hinlänglich entschädigt werden.

Sodann soll auch ein möglichst vollkommenes Schul-lehrer-Seminar gegründet werden, nach dem Muster der Rochowschen Schulen zu Neckane.

Es sind die besten Landschulen die ich ißt kenne. Man lehrt da die Kinder ihre Vernunft wohl gebrauchen; man bildet sie zu guten Bürgern, beseelt von dem Geist des Christenthums. Die Seminaristen sollen hier lernen wie

der andre Schulen zu organisiren. Sie selbst sollen dabey theoretisch und praktisch gebildet werden. Sie sollen kein Geschäft für würdiger halten und mehr lieben als das ihrige. Dem Director des Seminars soll man freye Hand lassen. Er muß die Seele des Instituts seyn.

Die Zahl der Seminaristen soll nicht unter 10, und nicht über 15 seyn; — nur junge, gesunde Leute; aber keine Bedienten; keine halbgebückten Greise; keine Invaliden oder einfältige Handwerker.

Unterricht und Beköstigung soll frey seyn.

Der Unterricht sey einfach, mache nicht dunkelhaff und bleibe fern von unnützen Streitfragen.

Die Kost sey gesund für Leib und Geist.

Die Aufsicht sey streng, aber fern von slavischer Behandlung.

Sie müssen nicht zu früh, aber dann mit gutem Gehalt in feste Stellen einrücken.

Neben dem Seminar muß eine Schule seyn, um die Seminaristen an die Jugend zu gewöhnen und in der Methode zu üben. In diese sollen 20 — 40 Vaterlose aufgenommen werden. Man soll sie theils zu künftigen Seminaristen, theils zu tüchtigen Oekonomen oder Chirurgen erziehen, und ihnen Mittel zu allerley Handarbeiten verschaffen.

Das Seminar und die damit verbundene Schule wird besser auf dem Lande als in einer Stadt errichtet werden. Es ist da weniger Gefahr für die Sitten, und die künftigen Landschullehrer lernen sich an das Landvolk gewöhnen, und sich Vertrauen zu erwerben u. s. w.

Bemerkungen über Korai,
gefälligst mitgetheilt von Hrn. Prof. Reisig.

(Nachtrag zu S. 320.)

Korai (Κοραῖς) hat einen großen Theil seiner Vorrede zu den Aethiopicis des Heliodorus (Paris 1804.) darauf verwendet, zu zeigen, welchen Gang die Griechen in ihrer Sprache zu nehmen haben, um sie ohne Zwang und in freyer Eigenthümlichkeit zu einer höheren Stufe der Bildung zu fördern. Mehrere, besonders Neophytus Ducas (ist in Bukarest) unstreitig nach Korai der gelehrteste Sprachkenner unter den heutigen Griechen, stimmten für die Meinung, es müsse als Sprache der gebildeten unter den Griechen die althellenische wieder eingeführt werden, und diese Meinung vertheidiget dieser Neophytus Ducas in einer zu diesem Zweck altgriechisch verfaßten Rede. Doch dagegen streitet mit großem Eifer Korai S. 54. der genannten Vorrede. Den Gebrauch der althellenischen Sprache betrachtet er zwar als eine nothwendige Übung in den Schulen; ja er ist überzeugt, daß das Betreiben derselben ein wirksames Mittel sey zur Belebung des griechischen Volks, zur Aufklärung seines Geistes und zur Veredlung seiner Sitten. Doch indem er behauptet, daß außerdem nach Erlernung derselben, ein jeder besondere Sorgfalt auf Berichtigung und Verschönerung der jetzt gangbaren Sprache verwenden solle, unterläßt er die Wege genauer anzugeben, auf welchen dieses geschehen könne, ohne dabey doch auf die althellenische endlich zurückzukommen. Das Beyspiel heutiger gebildeter Nationen, der Italiäner, Franzosen, Engländer, die ohne weitere Rücksicht

sicht auf die Beschaffenheit ihrer Stammsprachen, in freyer Originalität eine eigne Gestalt ihrer Muttersprache gaben, genügt ihm, um seiner Nation einen ähnlichen Gang anzuweisen, als ob aus der hellenischen Sprache durch Vermischung mit der Sprache eines andern Volkes eine gänzlich neue Gattung in der heutigen entstanden sey. Bey den Gründen, welche er der anderen Meinung entgegenstellt, nämlich weil es unmöglich sey, bey dem größten Streben der Nachahmung den alten Mustern gleich zu kommen, und weil die Individualität sich lebendiger ausdrückte in der Sprache, die einer von der Mutter erlernt und täglich rede, betrachtet er nicht nur die althellenische gleichsam wie eine fremde Gattung, sondern ist sogar geneigt, dieselbe Sprache im Laufe von funfzehn Jahrhunderten anzusehn wie eben so viele Sprachen S. 63. Außerdem bestreitet er auch die Meinung derjenigen, welche er mit einer der althellenischen Analogie zuwider laufenden Wortform *μῆλληνιζοται* nennt, welche die althellenischen Redeweisen mit der heutigen Sprache zu verbinden riethen. So mannichfaltig dieses auch geschehen kann, ist es doch allerdings ein sonderbarer Versuch den er anführt, wenn einige in ihren Schriften eine Verbindung so angestellt haben, daß sie bald eine althellenische Redensart oder Periode, bald wieder zur Abwechselung eine neuhellenische gesetzt, und so ein buntes Wesen mechanisch verfertiget haben. Wenn Koraï mehr Kenntniß der lateinischen und deutschen Sprache besäße, und in diesen beobachtet hätte, wie sich diese der hellenischen Sprache anzuschmiegen geschickt gewesen, so würde seine Abhandlung umsichtiger und reichhaltiger ausgefallen seyn. Es muß also selbst der gedachte Gegenstand, welcher ein allgemeines Interesse für die Griechen hat, ein Beweggrund für diese seyn, unter

allen neuuropäischen Sprachen — am meisten die deutsche — in den Fortschritten ihrer Bildung kennen zu lernen, und außerdem die lateinische, die sie allzukühn vernachlässigen.

XXI.

Bruchstücke über Madame de Maintenon,

nach Bredow

in dem Taschenbuch Minerva, vom J. 1814 u. 1815.

(S. oben S. 404.)

Die Noth des Volkes verhehlte sie dem Könige nicht; kaum bedurfte es dessen ihn zum Frieden geneigt zu stimmen. Aber den Unwillen, die Spottschriften und Schmähdgedichte suchte sie ihm zu verheimlichen: sein Gram, sein bitterer Unmuth über das Unglück, das den alten Monarchen so schwer traf, daß er weinend im Staaterathe ausrief: „So kann ich denn weder Krieg führen, noch Friede schließen!“ wurden ihr schon empfindlich genug. „Ich würde mir selbst nicht mehr ähnlich sehen, schreibt sie, wosern ich nicht fest von Gottes weiser Güte überzeugt wäre, die uns das Böse wie das Gute zu unserm Besten erfahren läßt. So bin ich mitten in der allgemeinen Erschrockenheit noch eine der Herzhaftesten am ganzen Hofe. — Alles was sonst den König ergötzt oder zerstreuet hatte, war für ihn abgenossen; vergebens suchte sie ihm durch Concerte, durch Prologe zu Opern, die voll Lobeserhebungen auf ihn waren, durch Scenen aus Comödieen, die von den Hausbedienten in seinem Zimmer aufgeführt wurden, einige Aufheiterung zu verschaffen. Die Langeweile und die Verdrießlichkeit des Königs waren nicht zu besiegen, so daß sie wohl ausrufen mochte: „Welche Marter, einen Menschen amüsiren zu müssen, der nicht mehr amüsable ist!“ In diesem Gefühl warnte sie: „Hütet euch, meine Töchter

ter, vor dem Glück, das man in den Schlafkammern der Könige findet!“ — Mehr als einmal schalt sie das Leben unaussetzlich, und wünschte sich den Tod: was ihrem leichtsinnigen Bruder, den Grafen von Aubigné, veranlaßte ihr zu sagen: „So hast du gewiß schon das Wort, drohen Gott dem Vater zu heirathen!“ Sie nannte ihr Leben in dieser Zeit auch nicht anders als eine Sklaverei; ihre scheinbar glänzenden Verhältnisse Ketten, die sie Gott zu Liebe trage. Ihm, foderte der König, sollte frey stehen, verdrießlich zu seyn; von andern aber verlangte er stets gleiche Heiterkeit. Die Frau von Maintenon wußte dieß. Einmal hatte er sie in ihrem Kummer überrascht. „Wie Madame? Sie sind traurig? fragte er sie in einem Tone, daß sie nie wieder dem Könige ein trauriges Gesicht zeigte. Das Fräulein von Numale, das von ihr erzogen, jeden Antrag zu einer Heirath ausschlug, um ganz ihrer Erzieherin leben zu können, auch bis an ihren Tod um sie war, erzählt: „Ich habe sie oft müde, bekümmert und krank gefunden, und gesehen, wie sie dennoch den König mit dem heitersten Gesicht und dem freundlichsten Wesen vier ganze Stunden allein unterhalten konnte, ohne Wiederholungen, ohne Gähnen, ohne Erschöpfung. Wenn Ludwig des Abends um zehn Uhr aus ihrem Zimmer ging, wandte sie sich oft seufzend zu mir: „Ach! ich kann dir eben nur noch sagen, daß ich nicht mehr kann.“ —

Sie selbst schilderte ihren Tag so: „Zu meinem Gebet und zur Messe muß ich die Zeit nehmen, da noch alles schläft; denn so wie meine Thür geöffnet wird, habe ich keinen Augenblick mehr für mich. Um halb acht kommt Herr Marschall (des Königs Wundarzt), hernach Hr. Fagon (der Leibarzt), auf den Herr Bloin folgt,

oder sonst jemand, der fragen läßt, wie ich mich befinde. Sodann Hr. von Chamillart, oder sonst ein Minister, dann der Herr Erzbischof Noailles, ein Marschall, der abreisen will, ein Anverwandter, und eine Menge anderer Leute, die nach der Reihe erscheinen, und nicht gehen, als bis sie ein Vornehmerer ablösset. Endlich kommt der König; nun muß alles weichen. Er bleibt gewöhnlich bis zur Messe. Bemerken Sie, daß ich bis dahin noch im Nachtzeuge war. Während des Ankleidens dauern die Besuche fort, ich gebe Aufträge, ich dictire Briefe. Nach der Messe kommt der König wieder, dann die Herzogin von Burgund mit ihren Damen, und diese bleiben während ich esse. Auch dabey bin ich nicht ohne Unruhe; ich bin immer besorgt, ob die Herzogin nicht etwas Unanständiges sagt oder thut, ob sie sich gegen ihren Gemahl gut aufführt, wenn er dabey ist. Denn da ich es einmal übernommen habe, sie zu erziehen, so dünkt mich, daß ich alles Böse, was sie thut, und alles Gute, das sie nicht thut, zu verantworten habe. Dabey muß ich das Gespräch unterhalten, das alle Augenblicke abbricht. Es ist eine Anstrengung des Verstandes, die ihres Gleichen nicht hat. Und in diesem Kreise kann ich nicht einmal zu trinken forder. Denn sehe ich mich um, und möchte gern einen Lakenen haben; so strebt ein jeder mich zu bedienen, und alle werden böse, daß ich's abschlage, welches mir eine neue Plage ist. Endlich geht alles zur Tafel, und nun würde ich frey seyn, wenn nicht der Dauphin, der oft früher speiset um auf die Jagd zu gehen, gewöhnlich diese Zeit wählete, mich zu besuchen. Er ist schwer zu unterhalten, da er wenig redet, und immer gedankenleer ist; ich muß also allein für uns Beyde reden.

Gleich nach des Königs Tafel kommt er mit der ganzen Familie, Prinzen und Prinzessinnen in mein Zimmer,

und sie vertreiben einander eine halbe Stunde die Zeit. Dann geht er weg, die Uebrigen bleiben. Und von Spielen und Ergötzlichkeiten umringt, frage ich mich dann oft selbst: ist dieß das Zimmer einer Christin? Nichts als Freude und Lachen! „Was mich dann noch tröstet, ist, daß bey mir wenigstens nichts vorgeht, was die Unschuld beleidigt; hat man hier nicht Frömmigkeit viel, so hat man wenigstens Sitten, und das ist doch etwas. — Oft muß ich mich der lustigsten Unterhaltung überlassen, während mein Kopf voll ist von Unruhe, und das Herz mir blutet über die traurigen Zeitungen, die täglich uns kommen, über das fast verlorene Spanien, über den sich verziehenden Frieden, über das Elend so vieler Tausende, über den Tod oder den Ruin so vieler Freunde, die in Schlachten fielen, Hab' und Gut verloren. Meine Augen müssen heiter seyn, während das Herz weint. Trennt sich diese Gesellschaft, so haben immer einige Damen mir etwa was Besonderes zu sagen; und folgen mir in mein Kabinet, mir ihren Gram und Verdruß zu erzählen. Da soll ich Antheil nehmen, soll ihnen dienen, soll von Kleinigkeiten mit dem Könige reden, der schon von der Last der Staatsgeschäfte fast erdrückt wird. Oft will auch die Herzogin allein mit mir reden, so daß ich, die siebenzigjährige Alte, das Augenmerk und die Zuflucht des ganzen Hofes werde. Alle wollen, daß Alles durch mich gehen soll. Wahrlich, zuweilen will mir der Kopf in die Runde gehen; und ich glaube, wenn man meinen Körper nach dem Tode öffnen sollte, man möchte mein Herz so vertrocknet und durre finden, wie das des Herrn von Louvois.

Dann muß ich auch des Königs geheimen Kummer anhören und theilen, und dieses Kammers ist nicht wenig. Es kommt ein Minister, der Bericht erstattet, oder trau-

rige Zeitungen bringt. Der König hört ihn aufmerksam an, und setzt sich zur Arbeit. Verlangt er dabey meine Gegenwart nicht, welches doch selten geschieht, so entferne ich mich etwas weiter, und schreibe oder bete. Während der König noch fortarbeitet, esse ich zu Abend. Ihr könnet denken, daß dieser immerwährende Zwang von früh sechs Uhr an mich endlich sehr müde macht. Zuweilen merkt es der König und sagt zu mir: „Sie können nicht mehr Madame; nicht wahr? Gehen Sie zu Bett!“ — Meine Kammerfrauen kommen. Allein ich merke, daß sie dem Könige zuwider sind, der noch gerne mit mir plaudern möchte, nur nicht in ihrer Gegenwart, oder wenn er noch einen Minister bey sich hat, besorgt, sie möchten hören, was sie nicht hören sollten. Ich kleide mich daher geschwind aus, und eile damit oft so, daß mir übel wird. Endlich bin ich im Bette. Ich schicke mein Weibervolk weg, der König bleibr.

Oft wenn er sich entfernt hat, kommen vor dem Essen der Dauphin, der Herzog und die Herzogin von Burgund noch zu mir herein. Um zehn Uhr oder ein Viertel darnach geht alles fort. Dann bin ich allein und könnte mich erholen; aber oft hindert mich die Müdigkeit auch selbst am Schlaf. Nun sagt mir, hat es nicht die Hanne Brindelette in Avon besser als ich? — Gott weiß es: ich habe mich hieher nicht gesetzt, wo ich bin; ich hatte es weder gekannt noch gewollt. Oft denke ich an den natürlichen Haß, den ich gegen den Hof habe. Da ich dennoch dahin gelangt bin wider meinen Willen; so muß ich glauben, daß Gott mich dazu bestimmt hat. Denn sonst ist das Leben am Hofe ein Lärmen, das in der Ferne für einen melodischen Klang gehalten wird; eine Bühne hinter der nichts als Seile, Lampen, Unschlitt und was

sonst unangenehm, zu sehen ist, während die entfernt davor Sitzenden einen bezauberten Palast, eine paradiesische Landschaft mit Entzücken anschauen, wie wohl doch alles nur eine schmutzige Leinwand ist. Bey Euch in der Einsamkeit (in St. Cyr) da ist mir wohl; mein Herz wird mir leicht, wenn sich die Thüre hinter mir schließt; und oft wenn ich ins Schloß zurückgehe, sage ich bey mir: dieß ist wohl ein Theil der Welt, für den Jesus Christus nicht gebetet hat. — Mein großer Trost ist St. Cyr. Ich hatte gehofft, hier etwas Gutes stiften zu können; und es geschieht. Hier finde ich meine Ruhe und mein Heil, hier kann ich vergessen, daß es einen Hof giebt; und es ist ein großer Trost, seinen Kummer wenigstens unterbrochen zu sehen, wenn man nicht hoffen darf, daß er ein Ende nehmen werde.“

XXII.

Mittheilungen aus Originalbriefen der Herzogin Franciska von Württemberg *).

(S. oben S. 471 ff.)

Bom 20. May 1783.

Innigen Dank für den mir überschickten Aufsatz über einige der vorzüglichsten neueren Schriften. Mehrere waren

*) Nach den eigenhändigen Schreiben, nur mit Berichtigung der oft fehlerhaften Orthographie und Weglassung dessen, was sich auf einzelne Stellen meiner Schriften oder Briefe bezog, und kein Interesse für die Leser haben würde.

mir nicht neu; der andern soll sich mein Herz und meine stille Köhlerhütte *) bald erfreun.

Wenn Erkenntlichkeit für so viele auf meiner Reise erfahrne Güte mir selbst einen Werth geben könnte, so wäre ich Ihrer so wohlwollenden Gefinnungen nicht ganz unwürdig. Aber ist kann mich Ihre zu vortheilhafte Meinung im Grunde nur beschämen. Ach! zu oft habe ich wider meine bessere Ueberzeugung gehandelt.

Ihr Philotas für Leidende, den ich noch unterwegs las, hat mich wieder lebhaft an die Noth so vieler Menschen erinnert. In einer glücklichen und sorgenfreyen Lage vergißt man so leicht der Unglücklichen.

Vom 1. April 1783.

Also soll der Herzog den Wunsch und ich der Hoffnung, Sie in der Carlshohenschule persönlich wirken zu sehen, vollständig entsagen? Ihre Vaterlandsliebe giebt dem Ruf kein Gehör. Ich soll zwar im Namen des Herzogs noch einmal den Antrag wiederholen. Aber ich setze kein Wort der Ueberredung hinzu. Echter Freundschaft muß Ihre Ruhe und Zufriedenheit mehr werth seyn als das eigne Interesse.

Freundschaft! — sagen Sie vielleicht — nach so kurzer Bekanntschaft. So gar kurz ist sie nicht. — Ob ich aus den Thälern der Freyheit, vom Rheinstrom, von der Spree nach Halle kam, kam Ihnen mein Vertrauen durch Ihre Schriften entgegen.

Sie reden von Zutrauen! — Möchte ich es nur ganz verdienen! Aber ich fühle nur zu tief, wie viel von dem, was man eben Gutes an mir findet, mehr durch Temperament und Neigung, als aus reiner Tugend und

*) Ein Lieblingsaufenthalt der Herzogin in dem schönen Hohenheim, in der Form die der Name bezeichnet.

Frömmigkeit entspringt. Ich muß noch ganz anders werden, um mir selbst zu genügen, und ganz das Vertrauen der Besseren zu verdienen.

Bom 20. Jun. 1783.

Es geht mir wie in Halle — so viel möchte ich sagen und so wenig vermag ich es. Was kann auch das Urtheil einer Frau von meiner Art für den Schriftsteller für Werth haben? Aber das kann ich doch nicht ungesagt lassen, daß die Milde Ihres Urtheils wohlthätig auf mich wirkt. Ich fange an zu glauben, daß, hätte ich in meinem sechzehnten Jahre, wo ich ohne Erfahrung, ohne Weltkenntniß, mir ganz allein überlassen, mit Scenen umgeben, die ich gar nicht kannte, in die Welt trat — hätte ich da einen treuen warnenden Freund zum Rathgeber gehabt, hätte seine Vernunft, sein Herz, seine Sittenreinheit mir Hochachtung eingeßößt — ich besser geworden wäre. — Könnte und dürfte ich nach so kurzer Bekanntschaft Ihnen meine ganze Geschichte erzählen, könnten Sie in meinem Innern den Ernst und die Reue sehn, mit der ich darauf zurückblicke, Ihr Bedauern und Ihr Gebet würde mir nicht fehlen. Ich klage nicht gern. Doch liegt im Klagen über eigne Schuld ein Mittel zum Trost, und das Herz wird ruhiger, wenn es sich redlichen Menschen geöffnet hat. Wie muß aber erst das Bewußtseyn beseligen, immer nur für die Tugend und für die Ewigkeit gelebt zu haben! —

Bom 1. Nov. 1783.

— Wie konnte ich es doch, bey der Theilnahme die mir Ihre Briefe fortdauernd bewähren, so lange anstehn lassen, Ihnen zu melden, daß mir im Monat September die Freude ward, mit dem Herzog eine Reise in die Schweiz zu machen, und gerade in den Theil des Landes, den ich

bey zwey früheren Reisen nicht gesehn hatte. Der Rückweg ging über Zürich, wo mir das unendliche Glück ward, die respectable Fürstin Louise von Dessau kennen zu lernen. Gleich im ersten Augenblick sagte sie mir mit ihrer gewohnten Leutseligkeit, daß sie mit Ihnen zugleich bey dem Domherrn v. Nochow gewesen *), daß da auch von mir gesprochen sey, und daß sie mir, ohne mich zu kennen, ihre wohlwollende Theilnahme zugewendet habe. Unausprechlich ward ich durch diese Versicherung, und daß auch Sie meiner in dem Umgange mit so würdigen Menschen gedacht, gerührt. Lange hatte ich keinen so glücklichen Tag gehabt.

Auch der lange genährte Wunsch, Lavater kennen zu lernen, ward mir an eben diesem Tage gewährt. Ich brachte schon den Vormittag fast zwey Stunden ganz allein bey ihm zu. Nachmittag begleitete er den Herzog und mich zu dem Fürsten von Dessau. Dann hörte ich eine Predigt von ihm. Auch den Abend verlebte ich in seinem eignen Hause, in der Gesellschaft seiner ganzen Familie und des fürstlichen Paares. — Fast wolte mich doch die Ungeduld und Eil, damit ich ihn aufgesucht hatte, unzufrieden mit mir machen. Ich ehre und achte ihn gewiß sehr hoch; aber doch fand ich ihn anders als ich ihn mir gedacht. Indeß soll mir ein Druck der Hand bey dem Abschiede sein Wohlwollen verbürgen. Die Fürstin von Dessau stand ihm freylich näher. Ich war Zeuge der gegenseitigen innigen Ergebenheit und wahren Hochachtung. Hätte ich mich selbst in solcher Gesellschaft würdiger gefühlt, so wäre freylich der Genuß reiner gewesen; so aber — doch ich will nicht wieder anfangen zu klagen.

Franciska von Hohenheim.

Vom

*) In demselben Jahre, wo der Herzog von Würtemberg Halle besucht hatte.

Vom Jahr 1786 *).

Ich eile Ihnen zu melden, daß durch die Gnade des Herzogs in meiner öffentlichen Anerkennung und Erhebung zu seiner Gemahlin, endlich das so lange gegebne *Kerger niß*, wie ich wenigstens hoffe, in den Augen der Welt sein Ende erreicht hat.

Wohl haben Sie mich oft, bey der immer wiederkehrenden schmerzlichen Empfindung über mein früheres Verhältniß, zu beruhigen gesucht. Aber das Gefühl der Schuld wollte mich nie ganz verlassen.

Ich wußte es ja wohl, daß vor Gott das Leben keines Sterblichen ganz unsträflich ist. Aber es bleibt doch ein großer Unterschied, ob Ueberraschung der Grund von Verirrungen war, oder ob der Fehltritt langsam geschah. Niemand weiß wohl besser als ich, was die Ueberredung der Leidenschaft nach und nach für eine Gewalt hat. — Glauben Sie mir, es gab eine Zeit, wo in dem Hause meines Vaters mein Herz nur für die Tugend schlug. Aber ach! die Eitelkeit brachte mich dahin, wo ich mir längst so sehr mißfallen habe. Je mehr Menschen auf mich sahen, desto strafbarer erschien ich mir. Sie fühlen gewiß, wie drückend der Gedanke blieb und wie gerecht noch ist meine Thränen darüber fließen, auch nur *E i n e m* Menschen zum Anstoß geworden zu seyn. Für diesen Schmerz giebt es eigentlich keinen ausreichenden Trost, und keine völlige Beruhigung. Ich finde indeß eine Erleichterung darin, mein Gefühl laut werden zu lassen, ob es mich wohl zuweilen hat gereuen wollen. Sie wer-

*) S. oben S. 471 ff. Die erste Gemahlin des Herzogs war eine Brandenburg-Bayreuthische Prinzessin und bereits 1750 gestorben. Beyde Ehen waren kinderlos. Der Herzog starb 1800.

den es mich nicht bereuen lassen. Es wird mir in einsamen Stunden ein Trost bleiben, zu wissen, daß ich fortdauernd auf Ihre Theilnahme rechnen darf. —

Erbitten Sie mit mir von Gott die Kraft, auch in dem höheren Wirkungskreise noch so viel Gutes als möglich zu thun. Es ist mein ernster Wille, dadurch auch im Lande gut zu machen, was ich im Lande verschuldet habe. —

Franciska Herzogin von Württemberg.

XXIII.

Antwortschreiben

Er. Maj. des Königs von Preußen
auf die

von der Universität Halle im August 1807 durch
zwey nach Memel deputirte Professoren übergebene
Vorstellung.

(S. oben S. 483.)

Se. Königl. Majestät von Preußen ertheilen dem Geheimen Rath Schmalz und dem Prof. Froriep, als Abgeordneten der Friedrichs-Universität, auf deren Eingabe vom 22sten vorigen Monats zum Bescheid, daß Allerhöchstdieselben mit dem ausgezeichneten und pflichtmäßigen Betragen sämtlicher Mitglieder der genannten Universität in der verfloßenen unglücklichen Zeit, eben so vollkommen zufrieden sind, als die Verdienste derselben überhaupt Ihnen unvergeßlich seyn werden. Se. Majestät würden in dieser Hinsicht, mit Vergnügen sämtliche Lehrer an dieser berühmten hohen Schule, für die an deren Stelle in Berlin zu stiftende allge-

meine Lehranstalt berufen, wofern nicht die große Veränderung, die der Staat durch den Frieden zu Tilsit erlitten, jede mögliche Ersparniß nothwendig machte; und die in Berlin bereits vorhandenen Lehrinstitute und die dabey bereits angestellten zum Theil auch sehr geschickten und rühmlich bekannten Lehrer Allerhöchstdieselben bestimmten, sich auf eine Auswahl für die noch unbefetzten, oder nicht vollständig besetzten Fächer zu beschränken. Die Einrichtung dieser neuen Lehranstalt zu Berlin, ist dem Geheimen Kabinetssrath Beyme aufgetragen. An diesen werden daher auch die Abgeordneten der Friedrichsuniversität mit ihren ferneren Anträgen gewiesen. Uebrigens bleiben Se. Majestät den genannten Abgeordneten und den sämmtlichen Mitgliedern der Universität zu Halle in Gnaden gewogen. Memel, den 3. Sept. 1807.

Friedrich Wilhelm.

An die Abgeordneten der Friedrichsuniversität
Geh. R. Schmalz u. Prof. Froberg allhier.

XXIV.

Von der Rückkehr aus der Verbannung.

Auf dem Rhein den 28. Sept. 1807.

(S. oben S. 469.)

Ich nahe mich mit frohem Leben
Dir wieder, theures Vaterland,
Und mich durchströmt ein neues Leben,
Noch nie empfunden, nie gekannt.

Der Heimath eilt, des Zwangs entbunden,
 Der freye Pilger wieder zu;
 Was in der Fremd' er nie gefunden,
 Giebt ihm das Haus zurück — die Ruh.

Seyd, holde Weste, mir gewogen
 Und schwellet meine Segel an!
 Erhebet euch, ihr grünen Wogen,
 Zu säumend treibt mein Schiff hinan.
 Verberget mir, ihr Felsenthürme,
 Das fremde Land, das uns besiegt!
 Verweht sein Jubellied, ihr Stürme,
 Daß deutsche Freyheit unterliegt!

Ich eile über Thal und Hügel
 Zurück ins väterliche Land;
 Die Sehnsucht löst der Rosse Zügel,
 Blicke dahin, dahin unverwandt,
 Wo sich viel theure Häupter drängen,
 Die ich, die mich so lang' entbehrt,
 An Brust und Arm mir wieder hängen,
 Und jedes seinen Kuß begehrt.

Hab' ich noch einmal euch gefunden,
 Vergess' ich jeder Erdemöth.
 Die Liebe heilet alle Wunden,
 Die Lieb' ist stärker als der Tod.
 Wir wandeln fest von ihr umschlungen,
 Getrost den Lebenspfad hinab,
 Die Hoffnung hat den Lohn errungen,
 Sie bleib' uns treu bis an das Grab.

XXV.

Schreiben des Staatsraths und Ministers
Herrn von Beugnot,
an Herrn Prof. Voigtel, als Antwort auf dessen
Empfehlung der Universitätsangelegenheiten.

(S. 485.)

Tous les rapports parvenus sur votre compte, Monsieur, vous sont avantageux, et chacun de Nous personnellement voudrait pouvoir garantir l'existence de tous les établissements d'instruction publique de la Westphalie, et le bien être des savans qu'ils renferment. Le sort de l'université de Halle n'est pas encore décidé. Le Roïaume a fait des pertes dans quelques personnages distingués de l'université, qui ont passé à Berlin; mais je fais que ces pertes sont réparables et qu'il reste encore à Halle d'excellentes ressources. D'ailleurs je connais aussi des Professeurs disposés à passer de Prusse en Westphalie. Dès que le Roi sera arrivé nous l'entretiendrons de ces objets, qui l'intéresseront d'autant plus que Sa Majesté a le goût des lettres, et qu'il en fera un Protecteur éclairé. Mais jusqu'à nous ne pouvons vous annoncer rien de positif. M. l'Intendant est autorisé à vous faire toucher votre traitement depuis le prem. Octobre. L'arriéré ne peut pas regarder Sa Majesté, et il faut vous adresser à M. l'Intendant Général à Berlin.

J'ai reçu un très bon Mémoire sur l'université. Vous pouvez donner à M. M. vos Collègues l'assurance, que je l'ai lu avec beaucoup d'attention et d'intérêt. Il a eu pour moi cet attrait particulier, qu'il est écrit en langue française, et avec une pureté, qui ferait honneur à un bon écrivain de mon pays.

Je vous prie, Monsieur, d'agréer l'assurance de ma considération distinguée.

Cassel, le 18. Nov. 1807.

Beugnot.

XXVI.

Schreiben des vormaligen K. Preuß. geistlichen
Ministers Herrn von Massow *)

an den Verfasser.

(S. oben S. 501.)

Zu einer Zeit, wo die glücklichsten Verhältnisse des preussischen Staats, seines hochverehrten Königs und seiner Bürger, in einen Zustand aufgelöst wurden, wovon in dieser Art die Geschichte kaum ein Beyspiel aufstellt; da muß man selbst das an sich Schmerzliche, aber relativ doch auch Beruhigende der kleineren Zwischenacte des großen Schauspiels schon als Trost ergreifen, und sich dessen freuen, was unter andern Umständen uns nur betrüben könnte. Das ist mein Fall bey der Trennung des preussischen Staatenvereins von so vielen Provinzen und Männern, die jenem einst so werth und nützlich waren. Theilnehmend fühlte ich mit tiefem Schmerz das Schicksal der Universität zu Halle und der dortigen Frankischen Stiftungen, besonders auch das, was E. H. persönlich dabey leiden und erfahren mußten. Da nun aber einmal ein höherer Rathschluß dieß über uns verhängt hatte, so suche und finde ich Beruhigung in den jenen

*) E. J. W. F. v. Massow trat nach des Minister v. Böllners Entlassung 1798 in das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten. Vorher war er 20 Jahr Präsident der Königl. Regierung (ist Oberlandesgerichts) zu Stettin, und zeichnete sich durch die unbestechlichste Rechtsschaffenheit, großen Geschäftsgeist, rastlose Thätigkeit, seltne Einfachheit und Anspruchslosigkeit, so wie durch stille Wohlthätigkeit aus. Als Staatsminister fehlte er vielleicht durch die Idee, das ganze Schulwesen des Landes zu sehr universalisieren zu wollen. Bey dem Einmarsch der Franzosen in Berlin, glaubte er, so wie mehrere der damaligen Minister, seinen Posten nicht verlassen zu dürfen, welches jedoch nach der damaligen Lage der Verhältnisse ihre Entlassung zur Folge haben mußte, ohne daß ihre persönliche Achtung darunter litt. Er starb zu Stettin im J. 1816.

Hallischen Anstalten unter der neuen Regierung eröffneten Aussichten ihrer wohlthätigen Fortdauer, und in der ehrenvollen Rolle, welche Ihnen dabey zugetheilt worden. Möchte doch dieß Sie für die mancherley Leiden der Vergangenheit entschädigen, und Ihre Zukunft nie durch unangenehme Ereignisse getrübt werden. Die Direction des Waisenhauseß und Pädagogiums machte Ihnen allerdings die Trennung vom preussischen Staat zur nächsten Pflicht.

Sehr dankbar erkenne ich die mir in Ihrem geehrtesten Schreiben vom 18. Jan. geäußerten so wohlwollenden Gefinnungen. Bey allem äußeren Schein des Glücks, war meine Dienstlaufbahn mit mancherley bittern Gefühlen vermischt. Sie in der Art wie es geschehen ist zu enden, lag freylich, selbst unter den so schwierigen Zeitumständen, ganz außer meiner Erwartung. Ob ich gleich auf ansehnliche Verminderung des Amtseinkommens gefaßt war, so mußte doch die Entlassung nicht bloß meiner Person, sondern aller Minister bis auf Hrn. Schrötter, mich nothwendig erschüttern. Dennoch hat mich mein froher Sinn nicht verlassen. Ich lebe im Privatstande ruhiger und glücklicher, als in den 37 Dienstjahren, die ich treu und ausschließend meinem Beruf widmete. Ich bin aus einem für mich blühenden Wohlstande auf mein sehr geringes Privatvermögen, als den kleinen Rest des größtentheils im Dienst zugesetzten, eingeschränkt. Es wird dieß aber für meine wenigen persönlichen Bedürfnisse nach dem Maasß strenger Nothdurft hinreichen. Mein häusliches Glück, und das mir so werthe Andenken meiner treuen Amtsgehilfen, begleitet mich in meine Eingezogenheit. Bisher lebte und suchte ich zu wirken nur für Andre. Jetzt öffnet sich mir im 58sten Lebensjahre, am Abend des Lebens, eine andre Laufbahn, die mehr Selbstgenuß im Umgange mit den Wissenschaften, gewähren wird. Sie ist freylich für den Staat nutzlos; doch wie wenig war es beym besten Willen auch die vorige. Aber für mein geistiges Ich soll sie mir wie ich sicher hoffe reiche Früchte tragen. Ich besorgte anfanglich lange Weile, allein dieß fürchterlichste Uebel der Erde, hat mich bisher unberührt gelassen. Daneben halte ich

mich an den besten Trost für uns kurzfristige Sterbliche, daß nichts geschieht ohne eine höhere Leitung. Ist es in der Seele ruhig, so wird auch die höchste Prüfung leicht zu ertragen. Vielleicht endet der dem Anschein nach strenge Regierer aller Dinge, alle Leiden und Trübsal, die unser Vaterland drücken, eben so schnell als er sie über uns verhängte.

Meine späte Antwort ist durch eine mehrwöchentliche Abwesenheit von hier verzögert. Ich empfehle mich der Fortdauer Ihres gütigen Andenkens, und versichere Sie meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Berlin, den 1. März 1808.

M a s s o w.

N a c h t r a g

zu S. 196 ff.

über die Prinzessin Lamballe.

Ich erhalte so eben die *Memoires relatifs a la famille Royale de France, à Paris 1826*, welche die Verfasserin Ms. Hyde, die sich ganz fälschlich für eine Vertraute und Kammerfrau der Prinzessin Lamballe ausgibt, aus einem eigenhändigen Tagebuch der letztern geschöpft haben und auch ins Deutsche übersetzen will. Ich kann nicht unterlassen, im Voraus vor diesem Gemisch von Wahrheit und Unwahrheit zu warnen, wie es bereits mehrere französische Journale gethan haben. Das Journal des débats nennt die Schrift *un assemblage de faits mensongers, et d'un ton entièrement étranger a cette Princesse*. — Auch hat man nie von einem Tagebuch der Prinzessin etwas gehört, und wenn gleich vieles zu ihrem Lobe gesagt wird, so sind doch mehrere Züge ihrem so anerkannten Charakter ganz zuwider, und dessen ganz unwürdig.

Halle, gedruckt in der Buchdruckerey des Waisenhauses.

~~~~~

Kurzer Bericht  
von dem  
Königlichen Pädagogium zu Halle  
einer  
Lehr- und Erziehungsanstalt für Söhne  
aus wohlhabenden und gebildeten  
Ständen.

---

V o r w o r t.

Da diese Schrift auch wohl in die Hände von Vätern und Müttern kommt, die sich über die Wahl einer Schul- und Erziehungsanstalt für ihre Söhne noch nicht entschieden haben, so dürfte es diesen nicht unerwünscht seyn, auch hier eine kurze Uebersicht als Auszug eines noch vollständigeren Berichts über das Königl. Pädagogium, 1824 (welcher in der Buchhandlung des Waisenhauses erschienen und durch alle Buchhandlungen für 4 Gr. zu erhalten ist) zu finden. Da mich eine mehr als vierzigjährige Leitung dieser Anstalt, der ich selbst meine erste Bildung verdanke, mit ihr so eng verbindet, daß das Interesse daran nur mit meinem Leben verlöschen kann, und da sie so glücklich ist, in dem zeitigen Mitdirector und Inspector derselben, Hrn. Prof. Jacobs, einen eben so geschickten als treuen Aufseher zu haben, so wünsche ich um so mehr, sie fortdauernd in dem öffentlichen Vertrauen erhalten zu sehen. Neben dem Plan des Unterrichts und der inneren Einrichtung, wird die Uebersicht es zugleich klar machen, wie ungegründet der Vorwurf ist, daß sie einen zu großen Aufwand erfordere, da doch am Tage liegt, daß

selbst manche Anstalten, die in dem Ruße der Wohlfeilheit stehen, denen welche keine Freystellen darin haben, bey weitem mehr kosten; daß namentlich Privatpensionen, oder Schulen, auf denen Auswärtige außer den Schulstunden in der Stadt zerstreut und ohne alle Aufsicht wohnen, weit kostbarer sind. Es würde daher nur die Schuld der Eltern seyn, wenn sie durch unnöthige Bewilligungen und zu große Nachgiebigkeit gegen die Wünsche ihrer Kinder selbst größere Kosten veranlaßten, als nach den unten angegebenen Sätzen erfordert werden. Da die Anstalt selbst keine eignen Fonds hat, so kann ihr allerdings die Zufriedenheit der Eltern und Vormünder nicht gleichgültig seyn; wir glauben aber diese nicht besser erhalten zu können, als durch die Entfernung jedes Luxus und frühe Gewöhnung zur Sparsamkeit.

Das Königl. Pädagogium macht einen Theil der Stiftungen des unvergeßlichen Aug. Herm. Franke aus, und hat sich, bey allem Wechsel der Erziehungs- und Lehrmethoden, nun schon über ein Jahrhundert das öffentliche Zutrauen erhalten und über 3000 Zöglinge aus allen Ländern aufgenommen.

Beim Unterricht ist der Hauptzweck, gründliche Kenntnisse, nicht ein oberflächliches Wissen, zu befördern; Alles was getrieben wird nach einer festen Methode zu treiben, und frühzeitig an regelmäßige Arbeitsamkeit zu gewöhnen. Die Gegenstände des Unterrichts umfassen Alles, was jungen Leuten, welchen man eine höhere Bildung zu geben und welche man für die mannichfaltigen Berufsarten gründlich vorzubereiten wünscht, zu wissen nöthig ist. Da der größte Theil der Zöglinge sich dem Studiren widmet, so machen die Humaniora selbst, theils die alten und neuen Sprachen, theils die Hülfswissenschaften, den wichtigsten Theil aus. Namentlich wird methodisch gelehrt:

#### I. Von Sprachen:

- 1) Die Muttersprache in 6 Classen; 2) die lateinische in 6—8; 3) die griechische in 4—5 Classen; 4) die französische in 6 Classen. — Für die engli-

sche und italienische ist Gelegenheit zum Privatunterricht, so wie für junge Theologen zum Hebräischen.

## II. Von Wissenschaften:

1) Christlicher Religionsunterricht in 5 Abtheilungen, verbunden mit steter Lesung der heil. Schriften; 2) Arithmetik, Mathematik, Physik in 6 Classen; 3) alte und neue Geographie, desgleichen; 4) alte und neue Geschichte in 6 Abtheilungen; 5) Theorie und Praxis des deutschen Styls, und 6) von den elementarischen Kenntnissen der Natur, so viel als für die Schule gehört.

## III. Von mechanischen Kenntnissen und Geschicklichkeiten: das Schönschreiben — Zeichnen — Musik — Tanzen — Drechseln — Reiten.

Die Tagesordnung ist folgende:

Morgens  $\frac{1}{4}$  auf 6 Aufstehn. Ankleiden. Gemeinschaftliches Morgengebet. 7—11. öffentliche Lehrstunden mit kurzen Pausen. 11—12. Freystunde. Tanzen. Drechseln. Musik. 12—1. Mittagessen. 1—2. Freystunde. 2—4. öffentliche Lehrstunden. 5—7. Privatstudirstunden. 7— $\frac{1}{2}$ 8. Abendessen. — Vergnügungstunden und Spazierenführen nach Beschaffenheit der Jahreszeit. Sonnabend Abend gemeinschaftliche Abendandacht.

Ein Theil des Sonntags ist dem Besuch des Gottesdienstes gewidmet. Jeder kann sich zu der Kirche seiner Confession halten.

In Winterabenden werden zuweilen Declamationsübungen angestellt, und mit Abendgesellschaften gebildeter Familien verbunden.

Für die körperliche Gesundheit wird durch Diät, Bewegung, gymnastische Uebungen, und in Krankheitsfällen durch treue ärztliche Pflege und Wartung Sorge getragen.

Die Jüglinge wohnen und schlafen zu 3 und 4 in hinlänglich geräumigen Stuben und Kammern unter der Aufsicht der Lehrer, an welche sie speciell gewiesen sind. Die Bildung des Charakters und der Sitten durch religiöse und moralische Mittel, namentlich wöchentliche und vierteljährliche den Eltern zukommende Censuren, ist nächst dem Unterrichte Hauptzweck der Anstalt.

Die Unkosten sind theils feststehende, theils veränderliche. Zu den ersten gehört:

1) Alles, was an die Anstalt für Unterricht, Aufsicht, Wohnung, Feuerung, Licht, Aufwartung gezahlt wird. Dieß beträgt vierteljährig 5 Louisd'or, oder jährlich 100 Rthlr. in Golde.

2) Der Mittags- und Abendtisch nach 2 Abtheilungen, woben die Wahl den Eltern freysteht. In der ersten werden quartaliter 29 Rthlr. 4 Gr.; in der zweyten 22 Rthlr. 18 Gr., oder jährlich resp. 116 Rthlr. 16 Gr. oder 91 Rthlr. entrichtet.

Zu den veränderlichen gehört die Kleidung, Wasche, das Taschengeld für Frühstück u. s. w. (wöchentlich zu 10 bis 16 Gr.), die Schulbücher und Geräthschaften, Privatstunden u. a.

Am liebsten sieht man, wenn hierüber der Wille der Eltern theils bestimmt ausgesprochen, theils so viel als möglich das Nothwendige vom Hause aus besorgt wird. Doch wird man stets bereit seyn, den Wünschen der Eltern und Angehörigen auch hierin zu genügen, und kann man versichern, daß wenn die Kosten nicht durch Privatstunden, welche, außer in Musik, selten nöthig sind, zu sehr erhöht werden, der gesammte jährliche Aufwand, Alles in Allem gerechnet, mit 320—350 Rthlr. füglich bestritten werden kann.

Die beste Zeit des Eintritts ist Ostern und Michaelis; erforderlichen Falls auch Neujahr und Johannis. Das beste Alter ist zwischen 10—14 Jahren. Doch werden auch Ältere Versäumtes nachholen und sich in den obern Classen für die Universität oder andre Bestimmungen zweckmäßig vorbereiten können.

Eltern, welche uns ihre Kinder bestimmen, wollen sich ferner vertrauensvoll zunächst an den zeitigen Mittdirector und Inspector des Pädagogiums, Herrn Prof. Jacobs, wenden, und der treuen Fürsorge für sie gewiß seyn.

Dr. A. H. Niemeyer,

Canzler und Professor der Universität und Director  
des Königl. Pädagogiums.